

„Stern der Neger“



Katholische Missions-Zeitschrift
 der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereines für Afrika.

Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und
 Wohltätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K - 2 Mt. - 3 Franken



Inhaltsverzeichnis:

Gut und Blut fürs Vaterland 169. — Eine durch Märtyrerblut befruchtete Mission 171. — Religiöse Vorstellungen und Gebräuche bei den Matumbi 178. — Wie ich ein Christ geworden bin 183. — Wunderbare Bewegung zum Christentum in der Mongolei 188. — Sizja 191. — Das Kamel 197. — Der Appetit unserer Regier 198. — Der hl. Petrus Claver hilft! 200. — Eine heitere Episode aus dem Leben des Kardinals Lavigerie. 200. — Die Bühne des Mondes 201. — Nachrichten des „Th. M. B.“ 210.

Abbildungen: Mädchen von den Südjee-Inseln 179. — Kinder auf Neuguinea 193. — Missions-
schiff in Neuguinea 207.

Gebetserhörungen und -empfehlungen:

Eine befahrene Frau dankt dem göttlichen Herzen, daß ihr Gebet um Erhaltung ihres Augenlichtes im Monat Juni ganz auffallende Erhörung fand.

Dem Memento werden empfohlen: Möritschau,

Herr W. Müller; Münzbach, Dr. Fr. Mehr; Nied, Herr Josef Schieplingsrasser; Salzburg, Fr. Irene Herold, Mitglied der St. Petrus-Claver-Sodalität; Wien, Herr Josef Placht.

Gabenverzeichnis (bis 6. Juli 1916).

In Kronen.

Opferstock: Afers, Ung. 26.—; Braunau J. B. 6.—; Campill, Frt. 25.—; Feldpost, J. B. 5.—; Fehring, A. B. 1.—; Fischen, A. B. 22.54; Graz, Th. M. B. 20.—; Haiming, J. S. 30.—; Hall, C. K. 3.—; Hochkretscham, J. M. 65.30; Immenstadt, J. P. 1400.—; Krumbach, A. S. 1.40; Lana, B. D. 10.—; Marburg, J. M. 42.—; Milland, Ung., 10.—; Morzer Exp. S., 5.—; N. Heibisch, A. K. 1.—; Pofen, A. M. S. 7.—; Reichraming, A. S. 2.—; Nied, Mar. Stud. Kongr. 15.—; Schwaz, J. M. 100.—; St. Marein, M. M. 10.—; St. Ulrich, D. S. 10.—; Tirol, J. M. 5.—; Trient, B. F. 76.—; Willanders, J. P. 20.—; Weissenbach, A. T. 6.—; Waidhofen, M. F. 5.—; Wehregg, A. G. 10.—

Für heilige Messen: Afers, B. B. 3.—; Aischach, M. K. 12.—; Barbian, Frt. 60.—; Brigen, M. N. 2.—; Tert. Schw. 24.—; Brohl, P. L. 35.19; Effen, C. F. 20.70; Fischen, L. B. 3.36; Hohenberg, A. S. 12.50; Johnsdorf, J. B. 42.—; Hochkretscham, J. M. 23.—;

Klagenfurt, J. D. 17.—; Klepau, J. S. 13.80; J. K. 27.76; Milland, M. St. 16.—; Mitterill, M. P. 10.—; Münstereifel, S. C. 192.50; Meßendorf, P. B. 940.—; N. Stozingen, T. S. 28.—; Sailauf, Fr. K. 55.88; Schärfling, M. S. 4.—; Tirol, J. M. 6.—; Untermoh, C. D. 12.—; Vornholz Fr. v. M. 63.57; Waidhofen, 50.—; Wieliczka, C. S. 3.—;

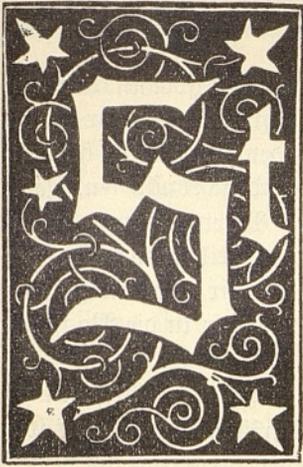
Zur Taufe von Heident Kindern: Aischach, M. K. 48.— (Josef, Maria); Effen, J. F. 28.93 (Josef); Hohenberg, A. B. 60.— (Katharina, Johanna); Lana, C. B. 50.— (Pius, Alois); Milland, M. K. 24.— (Ottilia).

Für Bischof Geyer: Innsbruck, Th. K. 100.—; durch die katholischen Missionen, Herder, 141.27.

Für das Werk des Erlösers: 46.30.

Briefmarken kamen aus: Arzl, Brigen, Suben, Innsbruck, Lana, Tuzla.





Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Fr.

Der Heilige Vater Papst Plus X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlfürern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohlfürer werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 8 und 9.

August-September 1916.

XIX. Jahrgang.

... Gut und Blut fürs Vaterland.

Als Pharao den greisen Patriarchen fragte: „Wieviel sind die Tage deiner Lebensjahre?“, antwortete dieser: „Die Tage meiner Pilgerschaft sind 130 Jahre, wenige und schlimme, und sie reichen nicht an die Tage meiner Väter, welche diese durchpilgert haben.“ (I, Mos. 47, 8.) — Eine sonderbare Antwort! Pharao fragt nach den Tagen seines Lebens und Jakob spricht von den Tagen seiner und seiner Väter Pilgerschaft. Jakob war reich, besaß zahlreiche Herden — der Stolz eines Patriarchen — und hatte eine große Familie, aber gleichwohl fühlte er sich nicht heimisch hier auf Erden, er fühlte sich fremd, das Leben erschien ihm nur als eine Pilgerschaft, eine Reise in ein anderes Land, in seine eigentliche Heimat. — Eine ähnliche Auffassung finden wir auch im Neuen Testament beim hl. Paulus vertreten, der im

Hebräer-Brief 13, 14. von sich bekennt: „... Nicht haben wir hienieden eine bleibende Stätte, sondern die künftige suchen wir.“

Also nicht die Erde ist unsere Heimat, nicht hier wird für immer und ewig unseres Bleibens sein, sondern unsere wahre Heimat, unser wirkliches Vaterland ist der Himmel, jener glückliche Ort, wo Gott, unser Vater, wohnt, wo die Engel, unsere Freunde, uns erwarten und unsere Brüder, die Heiligen, nach beendeter mühsamer irdischer Pilgerfahrt nunmehr vollkommene Ruhe und ein ewig dauerndes Glück genießen. An dieses Vaterland sollte sich jeder anschließen, diese Heimat sollte jeder mit glühender Liebe umfassen. Wie aber jede wahre Liebe untrennbar mit dem Opfer verbunden ist, so läßt sich auch die Liebe zu unserem himmlischen Vaterlande nicht ohne Opfer denken. Schon die

Liebe zur irdischen Heimat läßt uns die denkbar größten Opfer auf den Altar legen. „Gut und Blut fürs Vaterland,“ so klingt es in diesem Monate begeistert aus den Herzen ungezählter Österreicher und die verflossenen zwei Jahre, in denen viele Tausende edle Söhne Österreichs in angestammter Liebe zum Vaterlande ihr Herzblut vergossen haben, haben es zur Genüge bewiesen, daß es keine leeren Worte sind.

Welcher Opfer wird dann aber erst das himmlische Vaterland, unsere ewige Heimat, wert sein? — Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“ Also der Opfergeist ist das erste und unerläßliche Erfordernis, das uns in den Besitz des Himmels setzen, uns diesen Besitz dauernd sichern soll.

Dieser Opfergeist darf sich aber nicht ausschließlich und lediglich nur auf das eigene Wohl beschränken, er muß vielmehr auch das Wohl und Beste unserer Mitmenschen mit umschließen. So ward es jederzeit in der Kirche gehalten, so soll es auch heute noch Brauch sein. Wenn die ersten Christen nächtlicherweile in den Katakomben und unterirdischen Höhlen sich zur Feier der heiligen Geheimnisse versammelten, so gedachten sie dabei jedesmal auch liebevoll ihrer notleidenden Mitbrüder in Christo und brachten darum während des unblutigen Opfers der heiligen Messe reichlich Gaben von dem Ihrigen dar und legten sie am Altare nieder. Die Kirchenväter widmeten ihre geistigen Güter, ihre Gelehrsamkeit und Wissenschaft dem Wohle ihrer Mitmenschen und stellten sie in den Dienst der Kirche; sie verteidigten die christliche Lehre gegen die offenen und hinterlistigen Angriffe der heidnischen Weltweisen und suchten auf diese Weise dem Nächsten ein Führer und Ratgeber zu sein auf dem Wege zu Gott und den himmli-

schen Gütern. Wie viele sodann haben in den ersten drei Jahrhunderten ihr Blut vergossen, um sich den Besitz ihrer himmlischen Heimat dauernd sicherzustellen. Zählt man doch in den Märtyrerakten allein nicht weniger als 11 Millionen solch edler Glaubenshelden, die für ihre ewige Heimat selbst Blut und Leben in die Wagschale legten.

Wie in den Anfängen des Christentums hielten es treue Christen auch in den späteren Jahrhunderten. Auch für sie bildete Motto und Devise: „Gut und Blut fürs Vaterland!“ und auch ihre opferwillige Liebe erstreckte sich mit auf den Nächsten. Welche Opfer an Gut und Blut hat nicht das von wahrer Gottes- und Nächstenliebe getragene Mittelalter gebracht, welche Wunder der Liebe hat dieser Zeitabschnitt nicht aufzuweisen! Allenthalben erhoben sich Klöster, um den Samen des Christentums unter den heidnischen Völkern Europas auszustreuen, erstanden Krankenhäuser, Armenasyle, Spitäler usw., in denen die christliche Liebe ihren notleidenden Brüdern und Schwestern lindernd zu Hilfe kam; diese Stätten sind lediglich eine Erfindung des christlichen Mittelalters. — Wie viele unserer Glaubensboten hüteten bei ihrem Bekerungswerke Blut und Leben ein und achteten es für nichts, wenn es ihnen beschieden war, um den Preis eines solchen Opfers das Seelenheil und das ewige Glück der armen Heiden sicherzustellen. Selbst die Blüte des Adels, Ritter, Fürsten und Kaiser verließen ihre angestammten Burgen und Schlösser, um im Kampfe gegen den Islam und durch das Opfer ihres Lebens sich die ewige Heimat zu erwerben.

Aber auch unsere gegenwärtige Zeit ist nicht jeglicher Liebe zum himmlischen Vaterlande bar, auch sie kann noch ein gro-

bes Stück von himmlischem Patriotismus ihr eigen nennen. Nur tritt diese Liebe, dieser Patriotismus in anderer Weise zutage; das Charakteristikum unserer Zeit ist Organisation. Die Feinde des christlichen Namens aller Gattungen, Freimaurer, Freidenker und Sozialdemokraten, organisieren sich in Vereinen zusammen, um so mit vereinter Kraft das Reich Gottes auf Erden zu bekämpfen und, wenn es möglich wäre, zu vernichten. — Auch wir Katholiken haben uns zusammengeschlossen und suchen mit vereinten Kräften das geistige und leibliche Wohl unserer Mitmenschen zu fördern und insbesondere deren ewiges Heil sicherzustellen; vor allem tritt dies letztere Bestreben bei den Missionsvereinen und -gesellschaften zutage, deren Haupt- und Lebensaufgabe es ja ist, den armen Heiden den Besitz des himmlischen Vaterlandes zu vermitteln.

Wenn deren Betätigung auf dem Kampfsplatz der Heidenmissionen auch gegenwärtig zum größten Teile infolge der Kriegslage stark unterbunden ist, so ist sie doch noch nicht vollständig außer Kurs gesetzt. Gleichwohl muß, je mehr das feindliche Bestreben darauf hinausgeht, diese Vereine in ihrer Arbeit vollständig lahmzulegen, katholischerseits desto mehr unsere

Hauptwaffe, das Gebet, gehandhabt werden, um mit dessen Hilfe den Sieg an unsere Fahnen zu heften. Es ist dies nicht nur Sache der Missionsorganisationen, sondern es ist eine hervorragende Pflicht, die jedem gläubigen Katholiken am Herzen liegen muß. Gewiß, die Lasten und Sorgen, die der Krieg uns auferlegt, sind große und zahlreiche und nehmen unser ganzes Sinnen und Trachten in Anspruch, aber unsere höheren Pflichten, für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden zu arbeiten, dürfen wir gleichwohl nicht außeracht lassen. Als die Juden nach ihrer Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft die Mauern Jerusalems wieder aufbauen wollten, da suchten ihre Feinde sie an diesem ihren Beginnen zu verhindern. Um sich nun derselben zu erwehren und gleichwohl keine Verzögerung in ihrem Wiederaufbau eintreten zu lassen, verrichteten sie mit einer Hand die Maurerarbeiten, in der anderen aber hielten sie das Schwert. Ähnlich müssen auch wir jetzt gleichsam mit der einen Hand gegen die Feinde unseres irdischen Vaterlandes kämpfen, mit der anderen aber unserer himmlischen Heimat, dem Reiche Gottes, zum Siege zu verhelfen trachten.

Eine durch Märtyrerblut befruchtete Mission.

Von P. Burlaton.

Als im Jahre 1879 die ersten Missionäre nach Uganda kamen, waren sie sich bald klar, daß das Missionswerk dort auf große Hindernisse stoßen würde, daß dieses kleine Volk aber auch auserwählte Seelen besitze, die großmütig dem Ruf der Gnade folgen würden.

Um den Triumph des Glaubens zu sichern, wurde die ganze Mission feierlich

der Unbefleckten Gottesmutter Maria geweiht. Und Maria belohnte diesen Akt kindlichen Vertrauens, indem sie aus dem Ugandagebiet den Gegenstand ihrer mütterlichen Vorliebe machte. Einige Tage nach der Ankunft der Missionäre kamen die ersten Katechumenen zum Unterricht. Gottes Gnadenwahl fiel zunächst auf die Armen und Kleinen; sie waren

von den besten Gesinnungen befeelt, und am Karfreitag, den 27. März 1880, hatten die Patres die Freude, vier derselben zum Taufbrunnen zu führen. Das waren die Erstlingsfrüchte der Mission und der Kirche von Uganda. Um nicht die Empfindlichkeit des Königs Mtesa zu reizen, war dieses erste Taufest im Dunkel der Nacht ohne jeden äußeren Glanz begangen worden.

Lange Zeit noch mußte die Ausbreitung der Heilsbotschaft in aller Stille und mit vielen Vorsichtsmaßregeln geschehen. Trotz alledem wuchs die Zahl der Katechumenen, und zu Beginn des Jahres 1883 betrug sie mehrere hundert. Ihre Vernbegier, ihre Charakterfestigkeit, ihre vornehme Denkart, ihr Proselyteneifer setzte die Missionäre geradezu in Erstaunen; sie hätten nie gedacht, bei den Regern solche Gesinnungen zu finden. Man durfte demnach mit aller Zuversicht die schönsten Hoffnungen hegen, besonders als König Mawanga im Oktober 1884 den Thron bestieg. Der neue Herrscher hatte sich in der Tat den Missionären gegenüber jederzeit sympathisch gezeigt, und am Anfang seiner Regierung war sein Verhalten ihnen und dem Katholizismus gegenüber so wohlwollend als möglich.

Aber leider! Die Stunde der Verfolgung sollte nur zu halb schlagen. Die hervorragenden Dienste, welche die Christen dem König geleistet, indem sie sein Leben und seinen Thron beschützt hatten, waren schnell vergessen. Getäuscht durch listige Ratgeber, trat Mawanga plötzlich als Feind der Christen auf und machte kein Hehl daraus, daß sein Trachten dahin gehe, die Christen gänzlich auszurotten und die Missionäre für alle Zeiten zu vertreiben.

*

Die blutige Verfolgung, deren Heftigkeit abwechselnd zurückging und wieder

stieg, dauerte 15 Monate, von November 1885 bis Jänner 1887. Unter der großen Zahl der um ihres Glaubens willen gemarterten Baganbas konnte die nachher angestellte kanonische Untersuchung zwei- undzwanzig Blutzengen mit ihren Namen feststellen. Es sind jene, welche durch päpstliches Dekret vom 14. August 1912 als „Ehrwürdig“ erklärt wurden. Einige waren enthauptet oder durch Lanzenstiche getötet, andere am 3. Juni 1886 auf dem Hügel von Namugungo lebendig verbrannt worden. Der Bericht über den Mut und über die Standhaftigkeit der edlen Opfer bildet geradezu eine Wiederholung der schönsten Seiten aus den Akten der Märtyrer der ersten christlichen Zeiten. Und in einem trefflichen Vergleich zwischen der Gegenwart und den vergangenen Jahrhunderten erinnerte Kardinal Lavignerie an die Massa Candida (Weiße Schar) der alten Märtyrer von Utika und grüßte die Regier aus Uganda, deren halbverbrannte Körper als schwarze Masse unter dem Schutt ihrer Scheiterhaufen begraben worden, mit dem glorreichen Titel der „Schwarzen Schar“, der ihnen zweifellos in den Annalen der Kirche gesichert bleiben wird. Ave Massa Nigra!

*

Was wurde in jenen Tagen der Trauer und des Triumphes aus dem Werke des Apostolates? Auf immer zerstört schienen die schönen Hoffnungen, welche die Patres vorher gehegt hatten. Sie mußten nun mit noch größerer Klugheit zu Werke gehen. Die Neubekehrten und die Katechumenen durften nur in kleinen Gruppen und ganz im geheimen zu ihnen kommen. Sie selbst stellten ihre Besuche in den Häusern gänzlich ein. Aber siehe! trotz der Gefahren nahm die Bewegung der Befehrungen nicht ab. Die Heiden kamen in großer Zahl und

verlangten nach der Wohltat des Glaubens. Fünfhundert Getaufte, mehr als tausend Katechumenen — worunter mehrere Häuptlinge des Königreiches und sogar Mitglieder aus der königlichen Familie —, das war der Stand der Christengemeinde am Ende der Verfolgung. Die Anstrengungen des bösen Feindes, diese junge Kirche zu vernichten, waren also gescheitert. Zweimal noch wird er die schrecklichsten Stürme gegen sie entfesseln. Im Oktober 1888 greifen die Muselmänner, welche die Hauptstadt eingenommen hatten, die Christen an und treiben sie hinaus. Zugleich weisen sie in brutallster Weise die Missionäre aus dem Lande. Es gelingt diesen nur durch ein Wunder des Himmels, sich auf die Südsseite des Sees zu retten. Ein Jahr nachher werden aber die Muselmänner durch die Christen unter so merkwürdigen Umständen besiegt, daß der Schutz und die Hilfe von oben allen offenbar wird. Infolge dieses Triumphes des Kreuzes über den Halbmond konnten die Missionäre wieder nach Sancta-Maria zu Kabuga zurückkommen und hatten von Tag zu Tag größere Erfolge zu verzeichnen.

*

Eine neue Verfolgung betäubte und verheerte abermals die Christengemeinde, die sich eben erst vom letzten Ansturm erholt hatte. Diesmal waren es die Protestanten, die sich der Herrschaft bemächtigten. Die Katholiken wurden fortgetrieben, verfolgt, hingemetzelt und endlich wie besiegte Feinde in die Provinz Buddu verwiesen. Dort entwickelte sich das Apostolat sehr rasch, und die Stationen Villa-Maria und Unsere Liebe Frau vom Sieg wurden zwei Mittelpunkte eines wahrhaft blühenden christlichen Lebens, das sich dort seither bis zur Stunde immer herrlicher entfaltet. Im Jänner 1892, zur Zeit der letzten Gewalt-

tätigkeiten, zählte das Vikariat 5000 Neubefehrte und 5000 Katechumenen. Die Bilanz des Jahres 1893—1894 weist allein für das Vikariat Nord-Nyanza, eines der drei Missionsgebiete, die aus dem ursprünglichen Vikariat Nyanza gebildet wurden, folgende erfreuliche Zahlen auf: 5 Missionsstationen, 8660 Neubefehrte, 50.900 Katechumenen, 6912 Taufen, 101.176 Beichten, 93.907 Kommunionen.

Im folgenden Jahr stiegen die Zahlen noch viel höher; jeder Monat brachte eine Ernte von 700 Taufen Erwachsener. Im Ganzen waren es 16.032 Neubefehrte und etwa 80.000 Katechumenen.

*

Die Statistik des Jahres 1895—1896 verzeichnet 21.623 Neubefehrte, 50.000 Katechumenen, die regelmäßig dem Religionsunterricht beiwohnen, 25.000 bis 30.000 andere, die mehr oder weniger die gewöhnlichsten Gebete kennen, 10.400 Befehrungen, 190.693 Beichten, 186.320 Kommunionen, 8970 Firmlinge.

*

Die Arbeitslast der Missionäre ist geradezu erdrückend, nur der Gnadenbeistand und die sie befeelende Liebe zu den Seelen können sie in ihrem schwierigen Werke aufrecht erhalten. Abgesehen von den Beichten, muß der Unterricht der Katechumenen gehalten werden, die erst nach vierjähriger gründlicher Belehrung zur hl. Taufe gelangen; ferner müssen ausgedehnte Gebiete bereist werden; diese apostolischen Rundreisen sind allerdings ermüdend, aber andererseits auch fruchtbar an Heilsgnaden. Dann, je mehr eine Christengemeinde sich entwickelt und ausdehnt, desto mehr sind alljährlich neue Stationen und neue Werke nötig, um den wachsenden Bedürfnissen zu genügen. Der Reihe nach gründet man das

Werk der Katechisten, das kleine und nachher das große Seminar, das Noviziat der Lächter Mariä, Spitäler, das Auszügigenheim, die Kinderasyle, die Patronage der jungen Mädchen, die Werke der Erstkommunion, das Werk der guten Presse, zahlreiche Schulen draußen auf dem Lande, das Kollegium Sankta-Maria zu Rubaga, als Unterrichtsstätte für Jünglinge aus besseren Familien, verschiedene Werkstätten, worin einheimische Arbeiter herangebildet werden usw. usw.

Seit Jahren nun hat die Verfolgung aufgehört, und die Kirche von Uganda entwickelt sich in Ruhe und Frieden. An Schwierigkeiten fehlt es indessen nicht. Die Häresie mit ihren Anhängern ist da, und diese sind zahlreich, tätig und kühn. Die Ankunft der Europäer hat überdies ganz neue soziale und ökonomische Verhältnisse geschaffen, auf welche die Bagandas bei weitem nicht genügend vorbereitet waren. Alles das erfordert unausgesetzte Wachsamkeit, opferwillige und zielbewußte Hingebung, um den Neubekehrten den gründlichen und geklärten Anfang eines immer tiefer christlichen Lebens zu sichern. Die bisher errungenen Erfolge entschädigen die Missionäre reichlich für die rastlos aufgewandten Mühen.

*

Dreißig Jahre sind es nun, seit die Kirche von Uganda ihrem Heiland das Blut ihrer Märtyrer geopfert hat. Damals war sie klein und schwach: jetzt steht sie groß und kräftig da. Anstatt der einzigen Station Sankta-Maria zu Rubaga, die im Jahre 1887 kaum 1000 Neubekehrte aufwies, zählt das Vikariat Nord-Nyanza (im Juni 1912) 111 Missionspriester, 15 Missionsbrüder, die einen wie die anderen aus der Genossenschaft der Weißen Väter, 28 Missionschwestern aus der Kongregation

Unserer Lieben Frau von Afrika, 29 Missionsstationen, 25 Pfarrkirchen und 930 Kapellen, die allerdings meist sehr bescheiden und sehr arm dastehen. Die katholische Bevölkerung beläuft sich auf 212.488, wovon 118.586 Getaufte und 93.902 Katechumenen sind. In dem einen Jahr fanden 10.404 Befehrungen vom Heidentum und vom Irrglauben statt. Aber ach! noch sind 1.500.000 Heiden und Irrgläubige zum wahren Glauben zurückzuführen.

Unter unseren Neophyten herrscht ein tröstlicher Eifer, wie dies durch die 650.973 jährlichen Beichten und die 1.421.200 jährlichen Kommunionen bewiesen wird. Es sind dies gewiß beredete Zahlen, aber sie können bei weitem nicht schildern, welche wahrhaft christlicher Sinn unsere Bagandas beseelt und durchdringt, welchen Fleiß sie aufwenden, um zu lernen, welchen Eifer sie entwickeln, um ihre katholischen Anschauungen weiter zu verbreiten, welche zarte und kindliche Liebe sie zu Maria hegen, und mit welcher begeistertster Andacht sie sich als zärtliche und opferwillige Diener des eucharistischen Heilands zeigen.

*

Das eucharistische Leben nun spielt in der Mission Uganda eine zu wichtige Rolle, als daß wir nicht eingehender darüber berichten müßten.

Die Dekrete des Heil. Vaters Pius X. über die öftere Kommunion und über die erste Kommunion der kleinen Kinder wurden mit einer lebhaften Freude von den Missionären und von den Gläubigen aufgenommen und alsbald mit verständigem Eifer in Ausführung gebracht. Dieses letzte Jahr bezeichnet einen neuen Fortschritt in der eucharistischen Erziehung. Ehemals wurden die Laute und die Erstkommunion als feierlicher Abschluß des Katechumenats gespendet. Diese Vorbereitung ist in buch-

stäblichem Sinne lang und ernst; die vier Probejahre werden in der Station der Missionäre beendet, und dort erhalten die Katechumenen während sechs Monaten sehr häufigen Unterricht und müssen eine Prüfung über ihre religiösen Kenntnisse bestehen.

Um sie nun noch gründlicher an christliche Sitten zu gewöhnen und ihnen noch mehr übernatürliche Kräfte zur anhaltenden Übung der Tugenden zu verschaffen, hat man ihnen jetzt frühzeitig den öfteren Empfang der heil. Kommunion gewährt. Die Hauptlinien des hierbei befolgten Programms sind folgende:

Alle in der Missionsstation aufgenommenen Katechumenen, die nach den ersten drei Monaten ein gutes Führungszeugnis verdient und fleißig gelernt haben, werden zur Prüfung über die christliche Lehre zugelassen. Bestehen sie dieselbe und versprechen sie, während drei weiterer Monate ihre religiösen Kenntnisse zu vervollständigen, so dürfen sie unverzüglich die Taufe und die hl. Kommunion empfangen. Während dieser drei Monate wohnen dann diese Neuchristen einer eigens für sie gehaltenen Messe bei, die auch für die kleinen christlichen Kinder gilt. In dieser Kindermesse wird ihre Andacht durch Gesänge und laute Gebete wach gehalten, und alle, groß und klein, die diesem Gottesdienst beiwohnen, und denen sorgfältig die Bedingungen einer gnadenreichen Kommunion erklärt worden, dürfen nach freier Wahl kommunizieren, und zwar täglich. Nach der laut gesprochenen Dankagung folgt eine kurze Erholungspause und hierauf der regelmäßige Katechismusunterricht; dann wird Lese- und Schreibunterricht erteilt und abends der Kirchengesang eingeübt und schließlich eine Belehrung über die kirchlichen Zeremonien und die Übungen des christlichen Lebens gegeben.

Das Erlernen des Katechismus, nicht mehr im Hinblick auf die erbetene Taufe, sondern um seiner selbst willen und befruchtet durch die öftere heilige Kommunion, der von außen kommende Unterricht des Missionärs, gestützt auf die innere Wirkung der Gnade, die direkte Mitwirkung Jesu Christi, welche die Arbeit des lehrenden Priesters unterstützen und segnen soll: dies alles bildet das Charakteristische unserer neuen Methode. Diese Methode, gewissermaßen der Ausfluß der Dekrete „Sacra Tridentina Synodus“ und „Quam singulari Christus“, bringt herrliche Früchte in all den Missionsstationen hervor, wo sie in vollständiger Weise angewendet werden kann. Wenn nach einer solchen eucharistischen Lebensweise ein erwachsener Neubekehrter die Übungsschule der Mission verlassen darf, ist er zwar noch kein vollkommener Christ, aber er besitzt doch große übernatürliche Kräfte, welche durch den öfteren Empfang des Lebensbrottes in ihm regelmäßig entwickelt wurden; er hat sich ausgerüstet zum Kampf, den die Tugend jederzeit bestehen muß; er ist soweit zu einem neuen Menschen umgeschaffen, daß er ein charakterfester und entschlossener Christ bleiben kann.

Diese nämliche eucharistische Lebensweise befolgen 4000 bis 5000 Kinder, die, nach Zulassung zur Privatkommunion, unter der unmittelbaren Führung des Superiors ihren Religionsunterricht erhalten, dessen Abschluß die feierliche Erneuerung der Taufgelübde bildet. Damit der göttliche Erzieher seinen ganzen und vollen Einfluß auf diese auszubildenden jungen Herzen ausüben kann, wurden unsere Kinder, die bisher täglich nur die heilige Messe anhörten, ganz sanft gedrängt und ermutigt, oft, ja sehr oft die hl. Kommunion zu empfangen. Unser Bestreben geht besonders dahin, zu veranlassen, daß eine jede Kommunion so

rasch auf die andere folgt, daß sie die Seele noch unter dem Einfluß der Gnade der vorhergegangenen Kommunion findet. Weil die Eucharistie als Seelennahrung in ähnlicher Weise wirkt wie die Nahrung des Körpers, also gewöhnlich keine wunderbaren Änderungen und Umwandlungen hervorbringt, so hat dieser Empfang der öfteren Kommunion gewöhnlich nur eine Abschwächung, ja mitunter eine kaum fühlbare Abschwächung der kleinen Fehler unserer Kommunikantenkinder zur Folge; aber merkwürdigerweise konnten wir feststellen, daß die Übung der häufigen Kommunion die Kinder ganz plötzlich wie ein Zaubermittel dahin brachte, nicht mehr neben die Schule zu laufen oder Schlimmes zu tun. Ein Abglanz von innerem Frieden und von unsäglichlicher Kindlichkeit auf den Gesichtern, sogar auf den weniger anziehenden, eine ausgeprägtere Andacht und Frömmigkeit, ein froherer Sinn zum Gehorsam, ein leichteres Verständnis für religiöse Dinge, eine größere Gewissenszartheit: alles das sind Früchte der öfteren Einkehr des göttlichen Kinderfreundes in diesen reinen Seelen.

*

Auch unsere Jugend, die fast vollzählig in die verschiedenen Vereine aufgenommen ist, gewährt zurzeit einen Eindruck süßen Trostes und erfreulicher Hoffnung für die Zukunft, wenn man sie jeden Sonntag so zahlreich zum Gottesdienst und zum Tisch des Herrn eilen sieht. Und dieser Eindruck wird noch erhöht am Tag der Monatsversammlungen, welcher auf allen unseren Stationen als ein Festtag neues Leben in die Reihen bringt.

Darf man sich füglich wundern, wenn unter diesen so gutgesinnten Bagandas auch auserwählte Seelen mit großer Treue der Stimme Gottes folgen, die sie zu einem

vollkommeneren Leben ruft? Mit größtem Trost können wir auch von ihnen sprechen.

*

Schon lange sind zahlreiche Katechisten treffliche Mitarbeiter unserer Missionäre. Ihre bedeutende Zahl ist zurzeit auf 1145 gestiegen. Gewöhnlich liegt ihnen ob, in den zu weit von den Missionsstationen entfernten Diözesen ihre wichtige Tätigkeit zu entfalten. Sie sind es, welche in 896 kleinen Kapellen den gemeinschaftlich zu verrichtenden Gebeten vorstehen; sie leiten die 571 Dorfschulen, suchen neue Katechumenen zu gewinnen, geben ihnen die erste christliche Erziehung, taufen die kleinen Kinder und die in Todesgefahr schwebenden Katechumenen, bereiten die Sterbenden auf den Tod vor, wachen über die gute Ordnung in der ihnen anvertrauten Christengemeinde, wirken mit Güte, Klugheit und Festigkeit auf jeden einzelnen ein, gemahnen die Irrenden oder Strauchelnden an ihre Pflicht, muntern zum Guten auf und schlichten die vorkommenden Schwierigkeiten aller Art. Die Katechisten sind das Auge und der Arm der Missionäre, denen sie zu bestimmten Zeiten Rechnung über ihre Tätigkeit ablegen, und bei denen sie Rat und neue Kraft holen, um ihre Arbeit besser vollbringen zu können. Man wählt sie unter den besten Christen aus, die mit dem reiferen Alter eine erprobte Tugend und eine gründliche und genugsam ausgebildete Kenntnis der Religion vereinigen. Überdies erhalten sie eine zweijährige besondere Ausbildung in der Schule von Sanct Josef. Wahrlich, sie sind gar gute Arbeiter, und ihr tätiger mit Klugheit gepaarter Eifer geht oft bis zum Heroismus.

*

Die kleine Kongregation der schwarzen Töchter Mariä beginnt ebenfalls, eine hervorragende Stellung in den Werken des

Bikariates einzunehmen. Am 3. Dezember 1910 legten die elf ersten Novizinnen, welche durch einen achtjährigen Dienst als Katechistinnen und durch ein zweijähriges Noviziat genugsam erprobt schienen, das feierliche Versprechen der Keuschheit und des Gehorsams ab, um sich fürderhin ganz dem Missionswerk zu weihen.

Augenblicklich haben wir 24 dieser einheimischen Ordensfrauen, die in sieben kleinen Genossenschaften auf die wichtigsten Missionsstationen verteilt sind. Sie leisten dort die ausgezeichnetsten Dienste. Sie erteilen den kleinen Christenkindern und den jungen Mädchen Katechismusunterricht und lehren sie lesen; sie bereiten auch die Kongreganistinnen „der Heiligen Engel“, die aus den Dörfern zu ihnen geführt werden, auf den Empfang der Privalkommunion vor. Jeden Monat versammeln sie die Lehrerinnen vom Lande und nehmen sich auf jegliche Weise der jungen Mädchen an, die an den Monatsversammlungen des Vereines teilnehmen. Überall sprechen die Missionäre einstimmig ihr Lob ob ihrer Ergebenheit, ihrer Geschicklichkeit und ihrer Geduld in der Behandlung der ganz kleinen Kinder. Zudem sind sie für die ganze Christengemeinde ein mächtiges Beispiel der Erbauung, und die Bagandas sind ordentlich stolz auf ihre „Bannabikira“. An Verufen fehlt es gottlob nicht. Das von Weißen Schwestern geleitete Noviziat zählt 29 Novizinnen, während 246 Postulantinnen, welche zurzeit ihre Probe als Katechistinnen bestehen, sich so vorbereiten, früher oder später in das Noviziat einzutreten.

*

Das wichtigste unserer Werke aber ist jenes der geistlichen Berufe. An den verschiedenen Stationen bestehen geistliche Schulen, in welche die Missionäre die jun-

gen Knaben, deren Anlagen eine gewisse Gewähr zu bieten scheinen, aufnehmen und ihnen eine erste besondere Ausbildung angedeihen lassen. Auf diese Weise ist dem Kleinen Seminar „der Heiligen Familie“ stets die nötige Anzahl von Zöglingen gesichert: es beherbergt zurzeit 80 Schüler; die Zahl derjenigen, welche im Großen Seminar ihre philosophischen und theologischen Studien absolvieren, beträgt 16. Mögen sie alle ihr hohes Ziel erreichen!

Eine große und wohlverdiente Freude ward unterdessen am Vorabend des Weihnachtsfestes 1911 dem Apostol. Vikar von Nord-Uganda und seinen Missionären, nämlich die Weihe der zwei ersten Subdiakonen aus dem Stamme der Bagandas. Der eine derselben, Basilius Lumu, ist einer der ersten Schüler des Kleinen Seminars, in das er im Jahre 1892 gleich nach dessen Gründung eingetreten war; der zweite, Viktor Waremaku, hat seine Studien im Jahre 1896 begonnen. Im August des Jahres 1912 empfingen beide die Diakonatsweihe. Bald hernach sah die Kirche von Uganda ihre ersten einheimischen Priester den Altar besteigen, um das göttliche Opfer für Afrikas Bewohner darzubringen.

*

Diese afrikanische Erde ist also doch kein verfluchter Boden, keine dürre Wüste, die unfähig wäre, den göttlichen Samen des Evangeliums in sich aufzunehmen und aufkeimen zu lassen. Wie in anderen Weltteilen trifft man auch hier fruchtbare Gärten mit lieblich duftenden Blumen der Heiligkeit, deren Glanz und Schönheit den himmlischen Bräutigam entzücken, mit reichlichen und wohlschmeckenden Früchten, die der Hausvater freudig sammelt für seine himmlischen Scheuern!

Religiöse Vorstellungen und Gebräuche bei den Matumbi.

Nach einem Berichte von P. Ambrosius Mayer in Ripatimu.

Nach Ansicht der Matumbi hat der Mensch außer dem Leibe eine Seele, die sie „moyo“ nennen, was „Atem“, „Hauch“ bedeutet. Ferner hat er noch ein drittes: eine Schattenseele, kiwili, die er sich als verdünnten, verflüchtigten Leib denkt. Sobald Hauch- und Schattenseele ihren Auszug halten, stirbt der Mensch.

Über die Ursache des Todes und die Vorstellungen des Jenseits liegen mehrere Berichte vor.

a) Die Gottheit Nungu hat ein Buch, worin die Lebensdauer jedes Menschen verzeichnet steht. Ist die Zeit um, so schickt er einen dem Jenseits angehörigen Menscheng Geist, um den Geist des fälligen Menschen zu holen. Dieser Führer heißt asilai und bringt die Hauch- und Schattenseele zur Gottheit in die Höhe und diese nimmt sie entweder ins peponi (Geisterreich), wenn sie gut war, oder schickt sie ins motoni (Feuerreich), wenn sie mißfällig ist.

Diese Vorstellung stammt sicher aus dem Islam.

b) Nach einer anderen Erzählung packt die Gottheit den Sterbenden an der Kehle und holt die Seele und stellt sie droben wieder zu alter Gesundheit und Erscheinung her. Ist sie aber schuldbeladen, so verfällt sie einem zweiten Tode. Dort oben sind zwei Räume, die durch einen großen, kantigen Stein geschieden sind. Der eine ist gefüllt mit heißem, der andere mit kaltem Wasser. In das heiße Wasser wirft die Gottheit die Sünder, worin sie zum zweitenmal und für immer sterben, in das kalte kommen die Guten. Dort nehmen sie die Gestalt von shetani (Geistern) an. Sie werden ganz schwarz im Außern und haben nur einen Fuß, eine Hand, ein Ohr.

So zeigen sie sich bisweilen den Hinterbliebenen im Traumgesicht, um sie zum Opfern aufzumuntern. Dafür schützen sie dieselben auch vor Gefahren und wilden Tieren.

Nach dieser Bericht verrät seinen Ursprung aus dem Islam.

c) Nach dem Tode wird der Mensch ein shetani (Geist), verbleibt aber im Hause der Hinterbliebenen. Fällt die Hütte ein oder wird sie verbrannt, so geht der Geist in die Wildnis und lebt wie ein Vogel auf großen Bäumen. Wenn der Tote seinen Leuten nicht erscheint, so nehmen diese an, er sei als schlecht befunden worden und es sei ganz aus mit ihm.

Nach anderen aber existiert auch der Böse noch weiter und er ist es dann, der Krankheiten verursacht, gegen die man nur mit ngoma und Beschwörung vorgehen kann.

d) Eine echte Negertradition ist aber folgende Ansicht der Matumbi: Ist jemand gestorben, so verwandelt sich die Seele in das Ahnentier des zugehörigen Geschlechtes (Sippe, Verwandtschaft). So z. B. ist dieses Ahnentier beim Geschlechte Kinamapando eine Schlangenart, in dem Geschlechte Mangotschungo ein Löwe. Je nachdem das Ahnentier erscheint oder nicht, kann man erkennen, ob eine Krankheit tödlich verlaufen wird oder nicht. Ist jemand noch so schwer krank, zeigt sich dem Hause aber das Ahnentier nicht, so nimmt man ganz sichere Heilung an. Daraus erklärt es sich, daß man vom Europäer keine Medizin verlangt. Wenn sich aber das Ahnentier während der Krankheit in die Nähe der Hütte des Kranken verirrt, so ist der Tod unausbleiblich. Leute dieser Auffassung suchen nach einem Todesfalle täglich das Grab

auf, um zu beobachten, ob die in das Ahnentier verwandelte Seele das Grab nicht verlasse. Dies wäre der Fall, wenn die Seele nicht für gut befunden worden wäre. Dann käme sie in der Gestalt des Ahnentieres und würde die Hinterbliebenen schädigen. Dieses Tier kommt dann zuerst ganz klein aus dem Grabe, wächst aber täglich und bleibt in der Nähe der Hütte.

Findet man ein junges Ahnentier an einem Grabe, so darf man es nicht gewaltsam töten, sondern man faßt es und legt einen Stampfer aus Holz darüber. Dadurch wird es unschädlich gemacht.

Diese Anschauungen sind natürlich nichts Feststehendes, sondern beständig im Fluß und in der Umwandlung begriffen.

Die Ahnen (moka). Ist der Mensch gestorben und seine Seele ins Geisterreich eingegangen, so ist er selbst unter die Ahnen eingereiht, selbst ein Ahne (oka) geworden. Aus der endlosen Reihe der Ahnen entwickelt sich die ganze Religion der Matumbi. Aus

den Berührungen mit dem Islam sind auch die arabischen Wörter „shetani“ und „malaika“ Eigentum des Bergvolkes der Matumbi geworden. Wir übersetzen malaika mit „gute Geister“ (Engel) und shetani mit Teufel. Bei den Matumbi ist alles eins und dasselbe, malaika, shetani und moka. Sie haben alle das Aussehen wie vorher beschrieben: alle Doppelorgane nur in der Einzahl.

Die Ahnen sind eingeschlossen in einem jenseits des Meeres gelegenen Hause und stehen unter Aufsicht eines unverheirateten Weibes mit seinen Sklaven.

Der shetani haust auch an Kreuzwegen, weist Wegesunkundigen den Weg, leistet Hilfe mit Rat und Tat, beschenkt gute Menschen auch mit Glück bringenden Gaben, verlangt dafür aber auch nach dem Gelingen Anteil am Gewinn, wobei er sich aber in seiner Einfalt auch überlisten läßt. In diesem Schutzverhältnis heißt der shetani auch „tati“ (Water).

Nach einer Auffassung war der shetani früher ein Rivale der Gottheit und übertraf ihn an Wissen, Offenbarung und Kraftleistungen, dann aber verschmolz wieder der Begriffnung mit shetani.

Eine andere Benennung des Geistes ist marota, so heißt der Ahne, wenn er im Traume erscheint.

Auch der Wind scheint als etwas Dämonisches betrachtet zu werden; er kann die Feldfrüchte umwerfen und viel Schaden zufügen. Darum muß man auch gegen ihn Schutzmaßregeln ergreifen.

Ein eigentümlicher Geist ist der kibure, der auf den Feldern sein Unwesen treibt.

Sein Name weist auf Zusammenhang mit dem Ahnenwesen hin (kaburi, kauri = Grab). Er kann als Urheber der Trockenheit und Vernichter der Saaten gelten. Darum muß der kibure durch ein eigenes Opfer zufrieden gestellt werden.

Am Vorabend des Opfers erschallt die Trommel: gr-kutuku-gr-kutuku und verkündet so den Leuten, daß morgen der Kibure-Tanz stattfinden werde, wozu sie eingeladen seien.

Am Morgen verbrennen Weiber (die allein zu diesem Opfer berechtigt sind) einen Haufen Maniokblätter und bereiten



Mädchen von den Südsee-Inseln.

unter Gesang einen steifen Brei. Jedes Weib nimmt dann einen Büschel Maisblätter in die Hände und so ziehen sie gemeinsam (sechs bis zwanzig Meter) unter Gesang, bei dem ein Weib vorsingt und die anderen den Refrain wiederholen, zu einem nahe gelegenen Ahnengrab oder auf einen Weg, der zu den bedrohten Feldern führt. Dort wird ein Platz gereinigt, eine kleine Hütte oder auch nur eine ebene Fläche auf vier Pfeilern errichtet und darauf der Opferbrei und die Feldfrüchte gelegt. Die Weiber sitzen nieder, schauen starr zur Sonne empor und singen: „Kibure, buka hi hi, buka jende kundonde guruo (Kibure geh' fort, hi hi, geh' ins große Dondeland usw.). Dieses Bitten dauert etwa eine Viertel- bis eine halbe Stunde und dann zieht man unter Gesang nach Hause.

Wenn aber dann die Sache sich doch nicht zum Besseren wendet, wie z. B. in diesem Jahre im Feber, dann ruft man einen Medizinmann, einen fundi, und erkundigt sich, was nun zu tun sei, nachdem sich das Kibure-Opfer als nutzlos erwiesen habe. Dieser schlägt nun vor, eine richtige Beschwörung des mbungi vorzunehmen, bunga mbungi. Mbungi steht in Zusammenhang mit Reis; unter ihm ist offenbar ein anderer Dämon zu verstehen.

Das Mbungi-Opfer. Bei dieser Beschwörung macht der fundi unter Begleitung von vier Trommeln zuerst allein allerlei drehende und hüpfende Bewegungen, geht auf diesen und jenen Feldweg, um nach der Ursache des Regenmangels zu forschen. Er versetzt sich immer mehr in den Zustand der Raserei, um mit den Ahnen in Verbindung zu treten. Die Tanzbewegungen, der wilde Trommelschlag und Suggestion führen dann allmählich die Entzündtheit herbei. Während des Tanzes trinkt er auch noch eine Medizin, einen

Abjud von gewissen Kräutern. Die Leute sagen dann selbst: „Nun ist er völlig betrunken.“ Will er diesen Zustand noch verstärken, so schnupft er noch pulverisierte Blätter von mkayukayu.

Ist er in seinem Tanze und seinem Hin- und Herfuchen in Verbindung mit den Ahnen getreten, so verkündet er endlich seinen Weisheitspruch: „Rufet alle Leute herbei; sie sollen opfern, und zwar im Busch, wo die Gräber der Ahnen sind!“

Damit ist die Aufgabe des fundi gelöst. Er wäscht sich nun schnell mit einer Mischung von Wasser und gestoßenen Blättern das Gesicht, um wieder in seinen gewöhnlichen Zustand zu kommen.

Zur bestimmten Zeit bringen dann alle Interessierten je drei bis vier Liter Reis oder ein Huhn, kochen alle Opfergaben und füllen einige aus Blättern gefertigte Düten, die von alten Männern auf die Gräber gesetzt werden, wobei sie sprechen: „Sehet zu, wir sterben alle Hungers wegen der Trockenheit, führt doch Regen herbei!“ Alles andere, also das meiste wird von den Beteiligten gemeinsam gegessen, wobei der fundi eine besondere Portion erhält nebst zwei Kupien.

Dieser böse Geist Mbungi kann aber auch die Feldfrüchte für alle schädlich machen, die davon essen, weshalb der Hausvater auf dem Ahnengrab oder auf dem Wege dorthin eine Opfergabe von allen Erstlingsfrüchten niederlegt. Dasselbe geschieht bei jedem Bierfest mit der Bitte, doch den Trunk zu Nutzen des Diesseitigen anschlagen zu lassen.

Hat jemand chronische Leibscherzen, so kommt der Mbungi in Verdacht, daran schuld zu sein. Der Patient schnupft dann feingemahlene mkayukayu-Blätter, worauf eine Art Trunkenheit eintritt. In diesem Zustand geht er zu seinen Verwandten und erhält Kühner, Reis, Hirse usw. Damit

geht er zum fundi, um ihn zur Beschwörung des Mbungi zu gewinnen. Diese dauert sehr lange; sie beginnt nach den Zurüstungen abends und währt die ganze Nacht bis zum Morgen. Am zweiten Tage setzt sie sich nachmittags 3 Uhr fort und dauert bis 6 Uhr. Ich konnte den zweiten Teil dieser Feierlichkeit am 17. Dezember 1910 in Nambawala 1½ Stunden südwestlich von Mohoro, wo verschiedene Stämme zusammenwohnen, mitansetzen.

Eine Lewa-Beschwörung. Ich kam mittags ins Lager und hörte ganz nahe Musik, zunächst Stimmen der Instrumente. Ich wandte mich dorthin und fand die Musiker in friedlicher Ruhe beisammen mit dem fundi. Ich erhielt über alles bereitwillig Auskunft und die Leute zeigten nicht die geringste Scheu, wie das sonst an der Küste der Fall ist. Ich erhielt auch Erlaubnis an dem Abschluß der Beschwörung teilzunehmen.

Das Weib eines Schmiedes vom Stamme der Makitschi war von dem pepo Lewa befallen worden. Diese Lewa sei derselbe wie der Mbungi der Matumbi. Die Patientin war ein für Neger altes Weib von 35 Jahren, mager und zeigte einen eigentümlichen, ins Leere starrenden traumhaften Gesichtsausdruck. Was sie tat, geschah mechanisch, während sie für alle gaffenden und handelnden Personen teilnahmslos war und alles still über sich ergehen ließ. Sie war das Weib des Medizinmannes selbst, der nebenbei auch Schmied war. Ich sprach mit ihm vor der Beschwörung. Er war ein robuster, grobknochiger Mann, sonst gemütlich und lustig und nicht im geringsten bedrückt durch den Zustand seines Weibes, von dem er wie von etwas Alltäglichem sprach. Aber auch bei seinem Opfertanze blieb er heiter und gemütlich und blieb sich seines Luns be-

wußt. Zuweilen kam er zu mir und erklärte den Vorgang und gab jede Auskunft.

Der Gehilfe des Medizinmannes war ein junger, braunschwarzer Bursche von etwa 18 Jahren, schlank, mit feingeschnittenen Zügen, im Dienst träumerisch und ernst, zuweilen lächelnd; ruhig und gemessen blieb er sich seiner Würde bewußt, die ihn weit über das Publikum erhob. Wenn er gerade nicht beschäftigt war, so unterhielt er sich mit der männlichen Umgebung und verzehrte dazwischen ganz menschlich eine Mangofrucht. Gekleidet war er wie alle anderen, nur trug er eine schwarze indische Mütze.

Zwei Männer waren offenbar Vortänzer und hatten in der Kleidung nichts Besonderes.

Das beessene Weib war festtäglich gekleidet mit enggeschlossenen Tüchern; um die Brust hatte sie noch ein eigenes gelbes Tuch gebunden.

Zwei jüngere Weiber fungierten als Assistentinnen und mußten die Patientin bisweilen abklopfen und massieren.

Dazu kamen noch zwei Trommler für kleinere Trommeln — ein dritter schlug die große Trommel. Zwei weitere Männer bearbeiteten mit aus Agave geflochtenen Schlägern zwei Messingteller auf Holzmörsern. Das alles gab zusammen mit den Gefängen einen großen Lärm.

Das Publikum bestand aus verhältnismäßig wenig Männern, Weibern, Knaben, Mädchen, Kindern jedes Alters, die gingen und kamen, sich mehr oder weniger am Tanze beteiligend, besonders zahlreich aber zu einer gewissen Luststration erschienen. Leute, die gerade des Weges kamen, gingen vorüber als an etwas Alltäglichem, ohne sonderlich Notiz zu nehmen. Weit mehr Beachtung fand ich mit meinem

Notizbuch, da ich alles aufschrieb. Aber niemand nahm an meiner Anwesenheit Anstoß, im Gegenteil lachte man über meine Neugierde und oft, wenn ich notierte, sagte einer ganz laut: „Jetzt schreibt er dies und dies.“

Die Ausstattung des geäuberten Platzes vor der Hütte bestand in einer Bettstelle mit Matte für die Lewa-Kranke, einer ebensolchen für die Trommler, einem großen Holzmörser (umgestülpt) als Tischchen für eine geflochtene Wanne (lungu) mit folgendem Inhalt: eine größere Art Milchschüssel (bakuli) voll Wasser mit zweierlei Arten Schutzmitteln (hirizi), je zwei Stück, drei kleinere Schüsseln mit Zucker, flüssigem Hirsebrei und die dritte leer zur Reserve. Ferner eine große doppelte Medizinschnur mit mehreren Säcken von etwa zehn gelben, großen Glasperlen, jeder Sack getrennt durch zwei große, ovale, schwarze Fruchtkerne; an der Schnur hingen eine große und eine kleine Tasche mit eingenähten Medicinen. Sie wurde zuerst von dem fundi, später von der Lewa-Kranken getragen. Dazu kam noch eine Portion Salz in Papier; der Boden des lungu war bestreut mit Hirsespreu. Bereitgehalten ward eine große geflochtene und verschürzte Tasche sowie ein Blechloffer mit allerlei Medicinen und Säckchen voll heilkräftiger Pulver.

Im Hause selbst wird in der Küche ein Topf voll Reisbrei zubereitet, ein großer Topf mit kochendem Wasser bereitgehalten, ein Topf mit Lustrationswasser und eine Art Besen zum Besprengen der Kranken. Ab und zu werden aus dem Innenraum der Hütte einzelne Medicinen geholt.

Zu Beginn der Beschwörung wird die Alte von den Assistentinnen in den Kreis geführt; der fundi bestreicht ihr Gesicht mit Hirsebrei.

Musik, Gesang und Tanz setzt ein, zuerst langsam, dann immer schneller; die Kranke muß alle Tänze mitmachen, jedoch viel langsamer als die anderen. Der Reigen vollzieht sich meist in Doppelschritt mit Zwischendrehung um die eigene Achse, in der Runde um die Klientin, die engere Kreise beschreift.

Dabei sind die Hände aller in fortwährender Bewegung, so daß das Ganze ein ungemein belebtes Bild gibt.

Mitten im Tanze wirft die Alte ihr weißes Kopftuch ab, das der fundi-Gehilfe aufnimmt und zuletzt auf die Bettstelle wirft.

In der ersten Pause wird das Weib von den Assistentinnen auf die Bettstelle gesetzt, an den Füßen massiert, und bekommt aus der Medizinschale zu trinken, — ebenso ein bestimmter Knabe.

Zum zweiten Tanz ergreift und schwingt man zwei große Schweife von einem Wild; mitten im Tanz legt sich der fundi die große Medizinschnur wie eine Schärpe um, die Assistentinnen fassen zuweilen die Alte, klopfen ihre Schulter, Rücken und Brust, bis der fundi ihr die Medizinschnur umhängt, alles unter fortbauender Händebewegung, Musik und Gesang. Dabei ist alles wohlberechnet und gesetzmäßig, so wild und regellos es dem Uneingeweihten auch vorkommen mag; sogar die Zahl der Runden ist genau bestimmt, desgleichen der Personen, die an den einzelnen Runden teilnehmen; zu Beginn eines Tanzes hört man öfter die flüchtige Bemerkung des fundi zum Vortänzer: „siebenmal so, sechsmal so“ u. dgl.

Während der zweiten Pause alles wie zuvor, Musik und Gesang werden nur vereinzelt fortgeführt.

Beim dritten Tanz holt sich das Weib Zucker, trinkt aus der Schüssel, immer

weitertanzend und ohne Weisung. Sie macht absolut nicht den Eindruck, als ob sie unter Leitung des fundi stände oder der Vorgang ihr ein ungewohnter sei. Plötzlich schweigt die Musik und der Tanz hält ein, während nunmehr Chorgesang zwischen den zwei Vortänzern und den Weibern einsetzt. Die Assistentinnen trinken vom Medizinwasser, die Lewa-Kranke verläßt allein und ungehindert den Kreis, anscheinend in der Ferne suchend, wohin der in ihr hausende Lewa-Geist ziehen wolle. Resultatlos kehrt die Alte in den Kreis zurück.

Vierter Tanz und Musik; das Weib wird wieder beklopft, der fundi und der Vortänzer führen Solotänze mit wilden Sprüngen um die Alte aus, anscheinend den Lewa verfolgend.

In der Pause holt sich die Alte wieder Zucker und trinkt; Chorgesang zwischen Vortänzern und Weibern. Die Trommler

bestreichen ihre Trommeln mit dem Medizinwasser. Der fundi bereitet in der dritten Schüssel eine Spezialmedizin aus dem Koffer. Er selbst, die Alte, die Vortänzer und die Assistentinnen trinken davon!

Während des fünften Tanzes wird von dem Gehilfen das Weib in die Küche geführt, hockt sich nieder, schiebt den Topf mit siedendem Wasser bis an den Leib und wird mit einem Stück Zeug überdeckt, bekommt also ein Dampfbad. Draußen Musik und Tanz nur vereinzelt, wie es scheint, nach Belieben. Nach einiger Zeit rückt der Gehilfe den Topf wieder an das Feuer, deckt das Weib ab, richtet es auf, besprengt es mit dem Besen an Armen, Oberleib und Kopf, wobei er den in Austrationswasser eingetauchten Besen in der Rechten hält und immer gegen seine Linke schlägt.

Sodann ist zweites Dampfbad und zweite Austration.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich ein Christ geworden bin.

Selbstbiographie eines jungen Dahomeers.

Pater Bauzin, der seit 1898 an der Westküste Afrikas weilt, sendet nachstehenden interessanten Artikel, der in origineller und anziehender Weise uns mit den Eindrücken und Gefühlen vertraut macht, die ein Bewohner Dahomes (Afrika) während und nach seiner Befehrung zum Christentum empfindet.

* * *

Du denkst vielleicht, daß ich zwei oder drei Tage nach meiner Geburt von meinen Verwandten zur Kirche getragen wurde und dort die heilige Taufe empfing. Es scheint, wie uns der gute Pater erzählte, — und der Pater sagt immer die

Wahrheit —, daß bei euch in Europa sich alles so zuträgt. Als ich zur Welt kam, dachten meine Eltern an ganz andere Dinge. Der Grund hievon ist leicht zu erraten, da meine Eltern Heiden waren. Vor fünfzehn Jahren gab es noch keine Mission in Adjara.

Im Hause meines Vaters war die Geburt eines Kindes keine Seltenheit. Wenn du die Ursache noch nicht entdeckt hast, so will ich es dir einfach erklären. Wie jeder bessere Neger, der etwas auf sich hält, besaß nämlich mein Vater mehrere Frauen. Er besaß eigentlich deren nur fünf. Du kannst dir leicht denken, daß es bei uns an Brüderchen und Schwesterchen nicht fehlte.

Gegenwärtig sind wir noch dreizehn lebende Geschwister, und ich glaube, es sind mindestens fünfzehn gestorben.

*

Als ich eines Tages in einer vom Rauch geschwärzten und mit Stroh bedeckten Hütte das Licht der Welt erblickte, schickte die Mutter einen Boten in das Haus meines Vaters und meldete:

„ — Ich habe dir einen Knaben geboren.“

Der Vater, der vor seiner Hütte gemächlich sein Pfeifchen rauchte, erwiderte, ohne aufzustehen und die Pfeife aus dem Mund zu nehmen:

„ — Ich habe es gehört. Es ist gut!“

Der Vater läßt sich eben durch solche Kleinigkeiten nicht außer Fassung bringen.

*

Nach alter Sitte wurde ich in einen großen Wasserbehälter hineingelegt und gebadet. An jenem Tage habe ich viel geschrien und geweint. Glaube aber ja nicht, daß meine Mutter es ungern hörte. Im Gegenteil, sie freute sich und meinte zu ihren Freundinnen: „Seht, wie der Kleine stark und kräftig ist, er kann gut schreien!“ Sie war ganz stolz darauf, denn ich war ihr Erstgeborener.

Einige Tage später wurde mein kleiner Körper mit einer roten Leigmasse bedeckt, die mit der zerriebenen Rinde eines einheimischen Baumes bereitet wird.

Alsdann trug mich meine Mutter in ihrem schönsten Anzuge zu dem Fetischpriester des Ortes. Nach den üblichen Begrüßungen bat die Mutter den Fetischpriester, er möchte doch seinen Fetisch befragen, um von ihm in Erfahrung zu bringen, was für einen Namen ich erhalten und welche Verpflichtung ich mein ganzes Leben hindurch zu erfüllen haben werde.

Die Befragung des Fetisches ergab, daß ich den Namen „Figuakponu“ von nun an tragen, mich lebenslanglich des Ziegenfleisches enthalten und nie ein Lendentuch haben sollte, das mehr als drei Farben aufweise. Es wurde noch meiner Mutter prophezeit, daß ich sehr alt werden und viele Kinder haben würde.

Die Mutter war ob des Ergebnisses überglücklich. Sie schenkte daher dem Zauberer eine Flasche alten, guten Wacholderbranntweines, zehn Kola und eine größere Silbermünze und brachte mich nach Hause zurück.

Ich muß zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, daß ich nicht in der Lage war, die vom Fetischpriester mir auferlegten Verpflichtungen selbst zu erfüllen, und daß die Mutter sie statt meiner genau beobachtete. Sie enthielt sich also nicht nur der ihr verbotenen Speisen, sondern aß auch bis zu meinem fünften Lebensjahre kein Ziegenfleisch. Nie kaufte sie Stoffe mit mehr als drei Farben.

Arme Mutter! Ganz im Banne des Fetischismus, kam sie, wie überhaupt alle heidnischen Frauen unseres Landes, diesen seltsamen Vorschriften mit peinlicher Sorgfalt nach.

*

In meiner Kindheit hat sich nichts Außerordentliches zugetragen bis zu dem Tage, an dem ich meine ersten Schritte machte. Meine gute Mutter wachte mit der größten Sorgfalt über meine Gesundheit. Man macht sich wohl bei euch in Europa keinen Begriff von der Behandlung der Kleinen durch die Mutter, um die Kinder stark und kräftig zu machen.

Sie sei daher hier, und zwar getreu, angeführt zur Empfehlung:

Wenn der Kleine tüchtig getrunken hat, so nimmt ihn die Mutter am Arme und schüttelt ihn gehörig, darauf ergreift sie

den anderen Arm, dann das eine und endlich das andere Bein, wobei jedesmal das Schütteln kräftig geübt wird. Das Kind schreit nach Leibeskraften wie ein Borstentier, dem man den Hals durchschneidet. Das läßt aber die Mutter kalt; denn sie ist überzeugt, daß durch diese Behandlung die eingenommene Nahrung in alle vier Hauptglieder des Kleinen Körpers sicher gelangen wird.

Für mich wurde keine Ausnahme von der allgemeinen Regel gemacht. Ich ward nach dem obigen Rezept regelrecht geschüttelt, und wenn ich mich auch dessen nicht mehr ganz entsinnen kann, so glaube ich doch hinzufügen zu können, daß ich wie alle anderen geschrien habe.

Der Vater hat uns erzählt, man kenne diese Methode bei den Weißen gar nicht. Es ist dies zu bedauern. Übrigens sind die Weißen auch so sonderbare Leute.

*

Bis zum dritten Jahre diente mir während des Tages der Rücken der Mutter als Lager. Die Frauen, welche so die Kinder auf dem Rücken tragen, haben die beiden Hände frei und können leichter ihren Beschäftigungen nachgehen. Wie wir vom Vater hörten, trägt man bei euch die Kinder auf dem Arm. Das muß sich aber sonderbar ausnehmen!

Diese Art, die Kinder zu tragen, hat nach meinem Dafürhalten nur einen Nachteil. Wenn die Mutter an der Lagune Wasser holte und nach Hause zurückkehrte, kam es nicht selten vor, daß von dem Topfe, der das Wasser enthielt, bei jeder unfreiwilligen Bewegung das kalte Naß sich über mein Haupt ergoß, was natürlich meinen Augen Tränen entlockte. Ich muß nämlich eingestehen, daß ich davor eine heillose Furcht hatte, und nicht ohne

Grund. So oft wir an die Lagune kamen, wurde ich tüchtig eingeseift und abgewaschen. Die Kleinen haben immer eine begreifliche Scheu vor dem Wasser. Ich mochte mich aber winden, weinen und schreien, wie ich wollte, die Mutter waltete ruhig ihres Amtes. War die Operation an der Lagune beendet, so bestieg ich wieder den Rücken der Mutter in der freudigen Erwartung, daß es für heute genug wäre. Daher auch meine berechtigte Enttäuschung, so oft ich unterwegs wieder vom Wasser überflutet wurde.

*

Allmählich erlernte ich das Gehen. Es war auch die höchste Zeit. Denn ein Schwesterchen, das sich inzwischen eingefunden hatte, beanspruchte meinen Platz auf dem Rücken der Mutter, den ich ihr, wenn auch mit einigem Widerwillen, abtrat.

Ich wuchs heran. Welch eine Freude ist es da, mit den anderen Geschwistern herumzulaufen und sich im Staube wälzen zu können! Damals brauchte ich um meine Hosen nicht besorgt zu sein; den Grund brauche ich wohl nicht anzugeben.

Während der schönen Nächte ertönte, sobald der Mond am Himmel erschien, die Landschaft mit seinem milden Lichte erleuchtete und dichtbelaubte Palmen lange Schatten warfen, die kleine Trommel, um alle Leute des Dorfes auf den Platz zu rufen. Es wurde gesungen und beim Tone der Trommel bis spät in die Nacht getanzt. Hatten die Trommler mit der Musik aufgehört, so kehrte ich nach Hause zurück, wickelte mich gut in mein Leinentuch ein, legte mich auf die Matte nieder und fiel bald in einen süßen Schlaf.

Das war eine herrliche Zeit! Da gab es beständig freie Zeit, Ferien, wie man bei euch sagen würde, die nur an wenigen Ta-

gen beim Einheimsen der Maisfelder unterbrochen wurden. Während der Maisernte ging ich mit den Diensthöten meines Vaters auf das Feld und wollte auch in einem kleinen Körbchen auf dem Haupte etliche schöne Maiskolben nach Hause tragen.

So verlebte ich glückliche Jahre und wuchs wie ein kleiner Wildling heran.

Der erste Schmerz, den ich empfand, wurde durch den Tod meiner Mutter verursacht. Ich mochte damals acht oder neun Jahre zählen.

Eines Tages kehrte ich in ihrer Begleitung von einem entlegenen Markte zurück, wo wir Mais angekauft hatten.

Unterwegs sagte sie zu mir: „Kind, ich bin müde!“

Ich schaute sie an und wußte nicht, was ich erwidern sollte.

Am folgenden Tage konnte sie nicht aufstehen. Das Fieber hatte sie befallen. Mein Vater befragte den Fetisch, um zu erfahren, ob die Krankheit schwer sei. Der Fetisch gab eine ausweichende Antwort: „Alle Menschen müssen sterben.“

Mein Vater war mit der Antwort zufrieden und verkaufte einige Palmbäume, um Geld für das Leichenbegängnis zu beschaffen.

*

Drei Tage später starb die Mutter.

Ich hatte sie während der Krankheit nicht einen Augenblick verlassen und reichte ihr alle Heilmittel, die ich nach ihren Anweisungen genau bereitete. Es war alles vergeblich.

Sie wurde in der Hütte selbst bestattet, wie es hier Brauch ist. An jenem Tage weinte ich lange. Der Vater hingegen fand keine Zeit dazu. Er war vollauf damit beschäftigt, den Nachbarn, die ihm mit trockener Aehle ihr Weileid ausdrück-

ten, den üblichen Trank zu reichen. Dabei vergaß er den eigenen Durst nicht, der sich nicht stillen lassen wollte. Es schien ihm das eben das beste Mittel, den Schmerz zu bannen und den Verlust der Mutter zu „beweinen“. Diese Trauerfeier wurde neun Tage hindurch fortgesetzt.

Es tut mir sehr leid, daß die Mutter ohne die heilige Taufe starb. Wäre ihr Tod einige Jahre später eingetreten, zu der Zeit nämlich, wo ich in der Mission weilte, so hätte ich den guten Vater benachrichtigt und hätte der Kranken keine Ruhe gelassen, bis sie endlich in die Taufe eingewilligt haben würde. Das tat ich übrigens für meinen Vater, wie ich später berichten werde.

Als die Trauerzeit vorüber war, setzte ich mein sorgloses Leben fort. Inzwischen war die Großmutter zu uns herübergekommen und gab sich alle erdenkliche Mühe, bei den Kleinen die verstorbene Mutter zu ersetzen.

Die Großmutter gewann ich daher sehr lieb. Ich holte ihr das für den Haushalt nötige Wasser. Wenn ich Fische in der Lagune gefangen hatte, brachte ich sie der Großmutter, die sie dann verkaufte. Während sie den „Balulu“ für die Mahlzeiten bereitete, rauchte sie tüchtig aus ihrer kurzen irdenen Pfeife.

*

So gingen rasch die Tage dahin, und ich fühlte mich nicht unglücklich. Eines Tages erzählte uns der Vater, daß zwei Weiße ins Land gekommen seien, in den einzelnen Dörfern die Familienoberhäupter aufsuchten und von ihnen Kinder sich erbateten, um sie in der Sprache der Weißen zu unterrichten.

Das hatte meine Neugierde stark geweckt. Bisher hatte ich von den Weißen, — bei uns heißen sie eigentlich „Nemos“, —

nur einen gesehen. Es war dies ein Zollbeamter. Da das Haus meines Vaters nur wenige Minuten von der Grenze entfernt war, kam er hie und da zu uns. Man liebte ihn nicht, weil er alles sehen wollte, was man nach Hause gebracht hatte, und manchmal auch Geld verlangte.

Wenn ich ihn von ferne kommen sah, rief ich jedesmal: „Der Weiße kommt! Der Weiße kommt!“

Und dann machte ich mich schleunigst aus dem Staube. Ich muß heute noch lachen, wenn ich daran denke und wenn ich die Kinder fliehen sehe, wie ich es damals getan habe.

Wenn der Beamte fortgegangen und jede Gefahr vorüber war, sprachen wir über ihn: „Hast du den Weißen gesehen? Hast du seine spitze Nase gesehen? Er ist gewiß nicht schön!“

Bei uns wird eine breite, platte Nase für recht schön gehalten. Nach unserer Auffassung sind die Nasen der Weißen nicht schön.

*

Eines Tages wurde mein Vater zum König von Abjara gerufen. Er fand dort den Vater Superior mit seinem Dolmetsch. Der Vater setzte dem König auseinander, daß die Vornehmen des Landes mit dem guten Beispiel vorangehen und ihm je ein Kind übergeben sollten. Da wandte sich der König zu meinem Vater und sagte: „Augbetegbe, hast du alles gehört, was der Vater gesagt hat? Morgen bringst du mir eines deiner Kinder hieher!“

Mein Vater wollte zuerst wohl erwidern, daß er kein Weib und keine Kinder habe; aber in unserem Lande kennt man nicht den Ungehorsam gegen den König.

Er verneigte sich tief, berührte die Erde mit der Stirne und antwortete: „Gut, ich habe dich verstanden!“

Als er nach Hause kam, sah er bekümmert aus.

Des anderen Tages rief er mich zu sich und sprach:

„Figuakponu, nimm jetzt ein tüchtiges Bad.“

Ich tat, wie mir befohlen wurde.

Als ich zurück war, meinte er:

„Nimm dein Lendentuch und deine Mütze, du mußt mich nach Abjara begleiten. Du kommst in das Haus des Weißen!“

Als die Großmutter dies hörte, schrie sie laut auf. Sie warf dem Vater vor, daß er mich dem Tode preisgeben wolle. Die anderen Frauen suchten sie zu trösten.

„Fürchte nichts, es wird ihm kein Leid geschehen!“

Die geängstigte Großmutter erwiderte:

„Ihr sprecht so, weil es sich nicht um eure Kinder handelt. Wenn mein lieber Figuakponu mich verläßt, dann bleibt mir nichts anderes übrig, als zu sterben! Nie werde ich ihn wiedersehen!“

Es wurde nämlich damals das Gerücht verbreitet, die Weißen wollten uns auf das Meer hinausnehmen, und wir würden die Eltern niemals wiedersehen.

Um dem Streit ein Ende zu machen, setzte der Vater den Hut auf, warf das Ende des Lendentuches auf die Schulter, zündete seine Pfeife an, ergriff seinen starken Reisestock und winkte mir, ihm zu folgen.

Ich folgte ihm betäubten Herzens. Gern wäre ich unterwegs ausgerissen und nach Hause zurückgekehrt, allein ich fürchtete mich vor dem Vater.

Nach einem einstündigen Marsche gelangten wir zum König, der uns sofort zur Mission führte.

Sobald ich den Vater erblickte, steigerte sich meine Furcht noch.

Während er sich mit dem König und dem Vater unterhielt, schaute ich ihn mir näher an. Er war groß, seine Nase spitz. Er hatte etwas bleiche Haare und ein bärziges Sinn. Der Bart bewegte sich, wenn

er sprach. Seither habe ich viele andere Patres gesehen. Die einen haben einen stärkeren Bart als die anderen; ich weiß aber noch nicht, woher das kommt.

(Schluß folgt.)

Wunderbare Bewegung zum Christentum in der Mongolei.

Brief von P. D. Conard.

Seit zwanzig Jahren bin ich in den Missionen tätig. Ich war fast ausschließlich in Gebieten beschäftigt, in denen nur Katechumenen und Neubefehrte wohnen. In diesen zwanzig Jahren habe ich das Glück gehabt, viele Christen zu taufen, und doch war ich nie der glückliche und zugleich betäubte Zeuge von einer derartigen, wunderbaren Bewegung zum Christentum, wie ich es seit zwei Jahren hier in der Umgebung meiner Residenz von Gata gewesen bin.

Ich sage: „der glückliche Zeuge“; denn nicht genug kann ich Gott danken für diese zahlreichen Seelen, die täglich dem höllischen Feinde entrissen wurden. Aber diese Freude ist mit Bitterkeit vermischt, wenn ich die erforderlichen Mittel entbehren muß, die ihre Beharrlichkeit sicherstellen.

*

Mein ehrw. Vorgänger, Vater Uyt aus Willingen, hat diese staunenswerte Katechumenenbewegung, diesen Eifer der Bevölkerung für die christliche Religion angeregt und angebahnt. Er war ein heldenmüttiger Pionier des katholischen Glaubens, der leider allzufrüh seinem apostolischen Eifer und den Strapazen des Missionslebens erlag. In diesen für das katholische Apostolat lange unfruchtbar gebliebenen Gebieten hat er mit Aufbietung aller Kräfte diese herrliche Bewegung ge-

schaffen, organisiert, geleitet und vorwärts gebracht.

Gott hat ihn vom Kampfplatze in ein besseres Jenseits abberufen; aber vom Himmel aus scheint der liebe Verstorbene noch sein ihm so liebgewordenes Werk zu unterstützen.

Ich möchte dem gütigen Leser zeigen, wie sich hier diese Bewegung in auffallender Weise entfaltet.

*

In den Gebieten, die wir nur ganz flüchtig bereist haben, da wir durch die täglichen Arbeiten vollauf in Anspruch genommen sind, gibt es viele Katechumenen, die ihren Katechismus mit dem größten Eifer erlernen. Wir brauchen sie gar nicht dazu anzutreiben. Selbst inmitten ihrer Familie studieren sie fleißig und weihen alle freien Augenblicke dieser Beschäftigung, die sie als die wichtigste erachten.

In allen westlich der Stadt Gata gelegenen, früher dem Christentum ganz verschlossenen Gebieten, besonders aber in Mengtuteou, sagen Kinder von sechs Jahren vor dem Missionäre die Gebete und einen Teil des Katechismus auf, die sie auf dem Schoße des Vaters und der Mutter erlernt haben. Dies entlockt uns oft Tränen der Rührung.

Das letztere Tal, das nur 20 Li, etwa 10 Kilometer, lang ist, zählt erst wenige

getaufte Christen. Aber die Gnade wirkt dort sehr mächtig und bringt wunderbare Früchte hervor. Es hat sich fast ganz bekehrt. Es ist wie eine Vorhalle des Himmels, und man vernimmt nur noch das laute Beten christlicher Gebete oder das Herjagen der Lektionen des Katechismus.

Diese guten Landleute benützen die Ruhe, die ihnen der Winter auferlegt, um die christlichen Wahrheiten mit vieler Mühe zu erlernen; da die Schriftzeichen ihnen bisher etwas Unbekanntes waren, mag man sich die Anstrengungen vorstellen, denen sie sich unterwerfen müssen. Unter der Leitung und Aufsicht derer, die schon weiter vorangeschritten sind, erlernen alle, Väter und Mütter, Knaben und Mädchen, mehr oder minder schnell die einzelnen Teile des Katechismus.

Dieser Eifer bleibt für jeden unerklärlich, der die Schwierigkeiten kennt, die zuvor zu überwinden sind.

Die Neubekehrten halten sich schon, in der Glut ihres frischen, übersäumenden Glaubens, für alte Christen und beobachten bereits mit einem Glaubenseifer, den ich bei Anfängern noch nie so lebendig und tatkräftig gesehen habe, alle Gebote Gottes und der Kirche. Sie haben sogar schon eine Glocke angekauft, die sie morgens und abends zum gemeinsamen Gebete und zu dem Sonntagsgottesdienste ruft. Wenn man das Thal betritt, würde man glauben, man habe vor sich eine alte Christengemeinde, die plötzlich aus dem Boden hervorgetreten ist. *Digitus Dei est hic!* Das ist Gottes Finger!

Gott, der sie zum Glauben geführt hat, scheint für diese Gemeinde und für alle Gruppen von Katechumenen dieser 100 Li langen und 50 Li breiten Gegend eine besondere Vorliebe zu bekunden. Für diese väterliche Fürsorge von seiten der Vor-

sehung sprechen die außerordentlichen Gnadenerweise, die bald hier, bald dort gesendet werden und sich von Mund zu Mund weiterverbreiten. Sie tragen nicht wenig dazu bei, den wahrhaft bemerkenswerten Eifer der Leute zu stärken, und verlangen, auch von unserer Seite eine ganz besondere Mitwirkung.

Das Gebet und die heilige Taufe bringen auffallende Wirkungen hervor. Es seien hier einige Beispiele angeführt.

*

Ja, das Gebet! Wenn ein Christ regelmäßig betet, so ist sein ewiges Heil gesichert. Tut ein Katechumen das gleiche, dann erst weiß man, daß er den Glauben besitzt, und man kann die Hoffnung hegen, daß diese Seele gerettet ist. Nun, unsere Katechumenen beten alle, und ihr Gebet findet nicht selten eine unerwartete Erhöhung.

Ein Hirt befand sich auf einem hohen Berge, als ein gewaltiges Gewitter anbrach. Die Hagelkörner erreichten die Größe von Taubeneiern. Hier werden jedes Jahr zahlreiche Schafe durch die Hagelkörner getötet. Unser Katechumene kniet sofort nieder und betet zu seinem neuen Gott, dem wahren Gott, der dem Hagel zu befehlen hat und die einzelnen Körner leitet. Sein breiter Strohhut wird an verschiedenen Stellen von den starken Körnern durchbohrt, die Schafe hingegen bleiben alle unverletzt. Er betet weiter, um Gott für seinen Schutz zu danken, und führt am Abend seine Herde unverfehrt nach Hause. Das ganze Dorf erkannte mit ihm darin eine besondere Fügung der Vorsehung, und man lobte und pries den einzig wahren Gott der Christen bis tief in die Nacht hinein.

*

Es möge hier noch ein anderer naiver Zug aus dem Leben eines Hirten folgen, der zu dem Gott, den er kaum kannte, ein großes Vertrauen hatte.

Als er eines Abends zurückkehrte, bemerkte er, daß ihm eines seiner wertvollsten Schafe fehlte. War es einem Wolfe zum Opfer gefallen oder in einen Abgrund geraten? Unser Mann betete, kehrte in das Gebirge zurück, um es aufzusuchen; unterwegs betete er das Vaterunser in dem festen Vertrauen, daß Gott ihm helfen werde. So schritt er immer weiter geradeaus und kam zu einem engen Spalt, in welchem er im Halbdunkel der Nacht etwas Weißes erblickte. Das Schaf lag auf dem Rücken fest eingeklemmt, die Beine nach oben gerichtet, und war seinem Ende nahe. Er kam noch rechtzeitig, um es aus seiner Lage zu befreien. Und selbst wenn es am Leben geblieben wäre, hätte es den Wölfen nicht entgehen können, die in diesen Schluchten sehr zahlreich sind. Wie der gute Hirt des Evangeliums nahm er freudig das wiedergefundene Schäflein und brachte es mit Freude und Dank zum Stalle zurück. Des anderen Tages kamen die Nachbarn hinzu, beglückwünschten ihn zu seinem Funde, beschauten und betasteten das gerettete Schaf und lobten den gütigen Gott, der ihm aus der Not geholfen hatte.

In einer Entfernung von 40 Kilometern wohnte ein braver Familienvater, der erst vor wenigen Monaten Katechumene geworden war und zwei Söhne hatte. Eines Tages spielten sie miteinander auf dem A'ang. Der eine sprang herunter; der andere wollte ihm nachhelfen und sprang ebenfalls herunter. Unglücklicherweise stieß er mit dem Kopfe gegen ein großes Stück Holz, so daß er eine klaffende Wunde erhielt, aus der das Blut stark hervorströmte. Das arme Kind blieb bewusstlos auf dem

Platze liegen. Darob große Bestürzung in der Familie. Der Vater nimmt den Sohn auf die Arme und trägt ihn zu einem christlichen Bilde, vor dem er dann sein Herz in flehentlichem Gebete ausschüttet. Der Kleine kommt wieder zum Bewußtsein, doch scheint er ganz abgestumpft. Er nimmt weder Nahrung noch Trank zu sich. In heller Verzweiflung beginnt der Vater von neuem zu Gott zu flehen, daß er ihm seinen Sohn wieder gesund zurückgebe. Er weint und bittet inständig. Gottes Vaterherz hat mit dem tiefbetäubten Vater Mitleid und belohnt einen so festen Glauben. Das Kind wendet sich zum Vater, der in seinem Schmerze jammert und klagt, lächelt ihm freundlich zu und erklärt, daß es gesund ist. Man reicht ihm Speisen, die es mit gutem Appetit verzehrt. Das Kind war in der That ganz gesund.

Diese Gebetserhörung bestärkt die Nachbarn in ihrem Glauben, und einige Familien lassen sich für das Katechumenat einschreiben.

*

Eine besonders hohe Achtung haben unsere Christen vor dem heiligen Sakrament der Taufe.

Eine alte Frau war dem Tode nahe. Sie war noch nicht getauft. Sie fürchtete daher sehr, sie könnte in die Hölle kommen zu den Heiden, mit denen sie aber schon gebrochen hatte. In aller Eile wird ein Christ herbeigeholt. Dieser verhilft der Frau zu einem Akt der Reue und spendet ihr das Bad der Wiedergeburt. Die Kranke, die vorher noch zu Besorgnissen Anlaß gab, erhebt sich von ihrem Lager. Des anderen Tages war sie völlig genesen.

Ihr alter Gatte zeigte sich gegen Gott dankbar; von jenem Tage an gab er sich der christlichen Religion mit vollem Ernste

hin, und trotz seines hohen Alters (er zählt bereits siebenzig Jahre) hält er das Fasten- und Abstinenzgebot in aller Strenge. In gleichem Sinne sucht er auf die Heiden und die Katechumenen seiner Umgebung einzuwirken.

Er meint, der Himmel der Christen sage ihm sehr zu, und er hoffe, ohne allzu große Mühe hineinzukommen; er arbeite gar nicht mehr am Sonntag; seit Monaten habe er das Fluchen ganz unterlassen; das Gebet sei für ihn eine wohlthuende Ruhe, ja ein Bedürfnis geworden; das Fasten sei bei ihm nicht schwer, und die übrigen Gebote ließen sich bei seinem Alter leicht durchführen.

Diese Fälle möchte ich nicht als Wunder ausgeben. Und doch kommen so viele auffallende Thatfachen vor, daß ich mir sage:

„Will Gott wirklich durch solche Gebets-erhörungen unsere Katechumenen dazu bewegen, daß sie eifrige Christen werden, so kann er es nie besser erreichen.“

*

Der Eifer, mit dem diese Leute sich unserer heiligen Religion zuwenden, ist doch sicherlich in jeder Beziehung auffallend! Noch nie habe ich eine solche Bewegung gesehen! Die zahllosen Gebetserhörungen, mit denen Gott das große Vertrauen der jungen Christen belohnt, die Taufe, die Gebräuche unserer heiligen Kirche sind in der Hand des Allerhöchsten geeignete Mittel, immer neue Katechumenen zu gewinnen und sie im Glauben zu bestärken.

Sizia.

Schicksale einer Negerklavin.

Von ihr selbst erzählt.

„In meinen Kinderjahren wohnte ich in einem hübschen Dorf, weit, weit von hier.* Mein Vater war ein geschickter Elefantjäger und brachte von seinen Jagden häufig ungeheuer große Elefantenzähne mit nach Hause, wo er sie aufspeicherte, um sie gelegentlich an Araber oder an Händler, die von der Küste kamen, zu verkaufen.

Eines Tages erschienen Kaufleute aus Sansibar, um einige Lasten Elfenbein gegen Perlen und Rollen Kupferdraht einzuhandeln. Als sie meiner ansichtig wurden, sprachen sie den Wunsch aus, mich mitzunehmen, um mich ihrem Herrn als Ge-

schenk anzubieten. Ich brach bei diesem ihrem Vorschlag in Tränen aus, aber mein Vater jagte beruhigend: „Sei doch still, diese Männer tun dir nichts zuleide; sie wollen dich nur zu entfernt wohnenden Verwandten bringen!“

Nachdem man einige Zeit über den Preis verhandelt hatte, gaben die Händler meinem Vater einige Ellen Stoff, und er erklärte sich damit zufrieden. Dann wurde ich ohne Erbarmen dem Hause, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte, entrisen und mit anderen jungen Mädchen unseres Dorfes fortgeführt. Über kurz waren wir alle an einen Mulungwani verkauft. Diesem gefiel es, mich zur Frau zu nehmen, während die anderen Mädchen seine Sklavinnen wurden.

* Sizia erzählte ihre Erlebnisse in Ushiroombo (Vicariat Unyanyembe) der ehrwürdigen Schwester Maria Joachim.

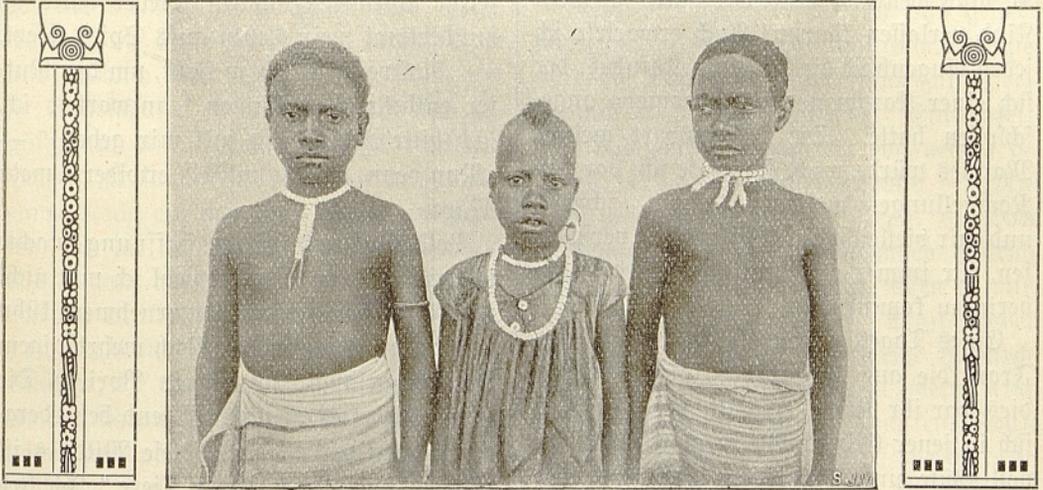
Nach kurzer Zeit schon starb mein Herr an Gift, das ihm eine seiner früheren Frauen, die er verstoßen hatte, aus Rache heimlich in seinen Trank mischte. So war ich wieder frei. Freudig nahm ich den Vorschlag eines durch den Tod meines Herrn ebenfalls freigewordenen Sklaven an, mich zu meinem Vater zurückzuführen. Obwohl dieser Sklave grausam und hinterlistig gegen mich gehandelt hatte, wünschte ich ja doch nichts sehnlicher, als nach Hause zurückzukehren, nahm ich seinen Vorschlag an. Doch bald wurde ich gewahr, daß mein Führer mich getäuscht hatte; denn anstatt die Richtung nach meiner Heimat einzuschlagen, geleitete er mich in sein eigenes Haus zu seiner Mutter. Diese Frau nahm mich freundlich auf, und nachdem sie mich vom Kopf bis zu den Füßen neugierig gemustert hatte, sagte sie zu ihrem Sohne: „Du hast eine gute Wahl getroffen, mein Sohn, die nimm zu deiner Frau!“ — Ich sträubte mich heftig dagegen. „Du hast mich überlistet, Kanjoka,“ sagte ich entrüthet, „ich will dich nicht zum Manne haben! Du hast mich betrogen!“ Kanjoka ärgerte sich gar nicht über meine Heftigkeit, sondern erwiderte freundlich: „Sei doch nur ruhig; Du wirst es hier gut haben; sieh nur das schöne, große Haus und die vielen Vorräte! Ich werde immer gut gegen dich sein.“ — Ich hatte mich auf einen Wutausbruch seinerseits vorbereitet, aber vor seinen sanften Worten verbrauchte mein eigener Zorn. So ergab ich mich denn seufzend in mein Schicksal.

Im Hause befanden sich noch zwei andere Frauen, die mich bedienen sollten. Eines Tages nun war der Herr des Hauses ausgegangen. Die beiden Sklavinnen begaben sich zum Walde, um Holz zu holen; und da ich nicht allein zu Hause bleiben wollte, begleitete ich sie. Kaum hatten

wir das Gehölz betreten, da stürzten sich bewaffnete Männer auf uns, um uns zu fesseln. Dann schleppten sie uns waldeinwärts, wo schon andere Opfer der Raubgier dieser Sklavenräuber mit dem Strick am Halse ihrem Schicksal entgegenfahen. Im ganzen waren wir sechs Frauen und drei Männer. Letztere versuchten sich zu wehren, wurden aber vor unseren Augen niedergemacht. Obwohl zitternd vor Angst, mußten wir alle unsere Kräfte anspannen, um unseren Entführern zu folgen; denn sie drohten uns jeden Augenblick mit dem Tode. So kamen wir endlich bei ihrem König an. Nachdem dieser uns alle prüfenden Auges betrachtet hatte, befahl er, meine Bande zu lösen, und schenkte mich einem seiner Freunde, der mich zu seiner Frau machte. Ich glaubte, endlich am Ziele meiner Leiden zu sein, denn der Häuptling, dem ich zugefallen war, behandelte mich mit Güte. Da wurde er von einem mächtigen Nachbarn, der mit ihm verfeindet war, angegriffen und verwundet; die feindlichen Neger plünderten das Haus und schleppten mich mit fort. Es gelang mir jedoch, den Räubern zu entkommen, und so floh ich denn in eine Wildnis, wo ich vier Tage lang ohne Nahrung und ohne die geringste menschliche Hilfe umherirrte. Von Hunger und Müdigkeit erschöpft, kam ich endlich an das Ufer eines Flusses. Die Strömung war jedoch so stark, daß sie mich unfehlbar fortgerissen hätte, wenn ich es gewagt hätte, mich den Fluten anzuvertrauen. O, wenn ich an das andere Ufer hätte gelangen können! Dann wäre ich gerettet gewesen, denn ich hätte dann einen großen Vorsprung vor meinen Verfolgern gehabt. Umsonst lief ich flussauf-, flussabwärts, um einen Rettungsweg zu erspähen. Aber da war keine Furt, kein Baumstamm, der zur rettenden Brücke

hätte werden können. Obwohl sich das Unglück an meine Fersen heftete, hing ich noch am Leben, und da meine Kräfte mich zu verlassen anfangen, beschloß ich, mich wieder landeinwärts zu wenden, auf die Gefähr hin, meinen Verfolgern in die Hände zu fallen. Und das geschah — ich wurde ergriffen und, da ich es gewagt hatte, zu

war, jah mit scheelen Augen, wie zärtlich er mich behandelte. Sie ließ mich während der Abwesenheit ihres Sohnes diese Bevorzugung teuer bezahlen, so daß ich schließlich meines Lebens nicht mehr sicher war. Sie war übrigens eine gefürchtete Zauberin. Mit dem Gift einer Schlange, die sie bei sich aufzog, bereitete sie einen



Kinder auf Neuguinea.

entflohen, noch roher behandelt als zuvor; man hatte nämlich den Befehl gegeben, mich als flüchtige Sklavin an den ersten besten zu verkaufen. Ich wurde denn auch bald an einen Mann verhandelt, der Kafuku hieß und der der Vater meiner kleinen Nakwesi ist. Aber der Gott der Christen, den ich seitdem kennen gelernt habe, hat über mich gewacht, denn mein Los ward von nun an erträglich. Jedes Jahr ging Kafuku zur Küste, um dort mit den Arabern und Indern Handel zu treiben. Wenn er zurück kam, brachte er Perlen und Kleiderstoffe für mich mit und überhäufte mich mit Geschenken. Seine Mutter, die in der Hütte nebenan wohnte und gegen die mein Mann weniger freigebig

tödlischen Trank, mittels dessen sie ihre Feinde aus der Welt schaffte.

Als ich eines Tages in meiner Hütte mit dem Kochen des bugali (Mehlbrei) beschäftigt war, hezte sie ihre greuliche Schlange auf mich. Plötzlich gewahrte ich das Tier am Eingange der Hütte. Entsetzt flüchtete ich mich weit hinten in die Hütte, aber die Schlange war bereits an der Wand hinaufgekrochen und in dem Grase, welches das Dach bildete, verschwunden. Auf einmal fiel das Tier auf mich herab, ringelte sich um meinen Arm und biß mich. Ich schrie aus Leibeskräften und alsbald kamen die Nachbarn herbei. Niemand hatte jedoch den Mut, sich zu nähern. Endlich fand sich ein Tapferer, der mich von dem

gefährlichen Reptil befreite und es in Stücke hieb. Mein Retter legte mir ein Heilmittel auf die Wunde und gab mir einen Trank, der dem Gifte auch innerlich entgegenwirkte. Meine Nachbarinnen, die mich liebevoll pflegten, gaben mir den wohlgemeinten Rat, ich solle mich dem Haß der alten Zauberin entziehen. Gerne hätte ich mich geflüchtet, aber wohin sollte ich mich wenden? Und wie hätte ich mein Kind verlassen können! Auch erwartete ich jeden Augenblick die Rückkehr Kafufus, der sich einer Karawane aus Bagomoho angeschlossen hatte. Die Gegenwart meines Mannes würde mich, so hoffte ich, vor den Nachstellungen meiner Feindin schützen und mir vielleicht eine Gelegenheit verschaffen, für immer aus dem Bereich der Zauberin zu kommen.

Eines Tages erhielt ich den Besuch einer Frau, die aus Nshirombo kam. Lundwa, dies war ihr Name, erzählte mir, es hätten sich in jener Gegend Weiße angesiedelt, die voll Güte und Erbarmen seien und eine sehr schöne Lehre verbreiteten; sie pflegten auch die Kranken und unterwiesen die Leute im Land- und Häuserbau. Mein Erstaunen über das Gehörte wuchs, als ich erfuhr, daß auch weiße Frauen aus der Ferne gekommen seien, um ebenfalls diese Werke der Barmherzigkeit zu üben und alle Frauen und Mädchen, die sie um Obdach bäten, in einem großen Hause aufzunehmen. „Allerdings,“ fügte meine Besucherin hinzu, „Faulheit wird bei ihnen nicht geduldet, alles muß arbeiten; aber man ist bei ihnen in Sicherheit, lebt glücklich und zufrieden. Das wäre etwas für dich!“

Dieses Gespräch kam mir nicht aus dem Sinn. Ich hatte nur noch den einen Gedanken, diese weißen Frauen kennen zu lernen. Ich wollte mein Geheimnis nie-

mand mitteilen, aber auch um keinen Preis bei der alten Megäre bleiben. Als daher der Zeitpunkt nahte, wo Kafufu wieder nach der Küste reisen sollte, bat ich ihn inständig um die Erlaubnis, während seiner Abwesenheit meine Familie besuchen zu dürfen. „Gehe,“ sagte er, „wenn es dir Freude macht, aber laß das Kind hier!“ — Mein Kind in den Händen dieser bösen Frau lassen? Niemals! Lieber hätte ich hundertmal mein Leben aufs Spiel gesetzt. — „Kafufu ist noch zu klein, um die Mutter entbehren zu können,“ antwortete ich, „ich bitte dich, laß sie mit mir gehen!“ — „Nun denn, wie du willst!“ erwiderte mein Mann.

Voll Mut und froher Hoffnung machte ich mich auf den Weg, obwohl ich mir nicht verhehlte, daß mein Unternehmen kühn und voller Gefahren sei. Nach mehrtägigem Marsche gelangte ich an ein Pori.* Die Leute, die mich an jenem Abend beherbergten, sagten warnend: „Diese Wildnis ist sehr groß und voll wilder Tiere.“ Ich ließ mich jedoch von meinem Vorhaben nicht abwendig machen, und aus Angst, man könnte mich zurückhalten, verließ ich andern Morgens mein Lager, noch ehe mein Wirt erwacht war.

Während ich mich durch das von der Sonne verbrannte und vertrocknete Gestrüpp arbeitete, gewahrte ich allenthalben Überreste von Tieren, die unter den Zähnen von Löwen und Pantheren verblutet und in Stücke zerrissen waren. Hier lag ein Kopf, dort eine Keule. Da wurde mir doch bange und ich dachte schauernd: das ist das Los, das dich erwartet! Wie soll ich es nur heute nachts anfangen, ganz allein mit dem Kinde, um mich gegen diese Bestien zu verteidigen? — Bei meiner Ab-

* Wildnis, Wüste.

reise hatte ich in mein Kilindo* drei Schachteln Zündhölzchen gelegt. Zwei davon hatte ich jedoch schon verschrenkt, um die Gastfreundschaft, die mir zuteil geworden war, zu belohnen; es blieb mir nur noch eine übrig, und ich mußte sparsam sein, um für mehrere Nächte Feuer zu haben.

Gegen Abend machte ich Halt. Nachdem ich aus trockenen Blättern ein weiches Lager für mein Kind zurechtgemacht hatte, legte ich die arme Kleine, die nichts ahnte und fröhlich lachte, zur Ruhe. Bald war sie eingeschlafen, während ich ab- und zuinging, um einen großen Vorrat trockenen Holzes zu sammeln; denn ich mußte die ganze Nacht ein mächtiges Feuer unterhalten, um die wilden Tiere zu verschrecken. Als es ganz dunkel war, hörte ich von weitem das Brüllen der Löwen und nach einiger Zeit vernahm ich wuchtige Tritte in den Büschen; die trockenen Zweige krachten unter den Taten der Untiere und diese kamen näher und näher. Bald mußte es um uns geschehen sein! Trotz meiner Todesangst fuhr ich fort, das Feuer anzufachen und ihm neue Nahrung zuzuführen. Zudem mußte ich darauf achten, daß der Blätterhaufen, auf dem das Kind lag, nicht in Flammen aufging. Die Löwen waren da in nächster Nähe, aber sie wagten es nicht, die Schranken zu durchbrechen, die das Feuer zog. Das schreckliche Brüllen machte mich bis zum Morgengrauen erbeben. Endlich zogen sich die Bestien zögernd zurück und schließlich entfernten sie sich ganz; sie stellten anderer Beute nach, auf deren blutige Reste ich am folgenden Tage stieß. Ich war recht müde, aber trotzdem wanderte ich den ganzen Tag mit meinem Kind auf dem Rücken, um noch vor Anbruch der Nacht diese fürchterliche Wildnis im Rück-

fen zu haben. Ohne große Mühe hätte ich mir mit dem frischen Fleisch, auf das ich bei jedem Schritte stieß, ein wahres Festmahl bereiten können. Aber die Angst war stärker als der Hunger, und ich strengte meine Kräfte zur äußersten Eile an, um nur bald zu diesen weißen Frauen zu kommen, bei denen ich Sicherheit und Frieden finden sollte.

Aber die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, war zu groß. Ich kam nicht ans Ziel und die Nacht überraschte mich zum zweitenmal in dieser schrecklichen Einsamkeit. Als das nächtliche Konzert von neuem begann, verlor ich einen Augenblick den Mut und glaubte, alles sei verloren. Zu Tode erschöpft von dem anstrengenden Marsch, vor Hunger fast ohnmächtig, schien es mir; als ob ich nicht mehr die Kraft haben würde, eine Nacht wie die vorige zu durchleben. Nur der Gedanke an mein Kind verschreckte die düsteren Gedanken. Sollte ich jetzt, wo ich so nahe dem Ziele war, an seiner und meiner Rettung verzweifeln? — Die Mutterliebe stärkte meine Kraft. Ich begann, dieselben Vorbereitungen wie am Vorabend zu treffen. — Die ungebeten Gäste ließen nicht auf sich warten. Sie näherten sich dem Kinde bis auf einige Schritte, aber ich schrie, so laut ich konnte, und schwenkte brennende Zweige vor ihren Augen hin und her, und siehe — noch einmal zogen die Unholde sich zurück, ohne uns ein Leid getan zu haben.

Am nächsten Tage kamen wir an der Grenze von Ushiroambo an. Die ersten Menschen, denen ich begegnete, fragten mich, woher ich denn so allein mit dem Kinde käme. „Aus dem Pori!“ antwortete ich. Sie wollten es nicht glauben. „Du, eine unbewaffnete Frau, willst, mit einem Kinde beladen, das Pori durchwandern haben? Das ist unmöglich! Nur gut bewaff-

* Eine Art Korb mit Deckel, aus Baumrinde gefertigt.

nete Männer können eine solche Tollkühnheit wagen.“ — „Wenn ihr mir nicht glaubt,“ sagte ich, „so geht doch selbst in die Wildnis und holt euch die Keulen und Gazellenviertel, die die Löwen heute nachts dort übriggelassen haben; und wenn ihr dann euer Mahl gehalten habt, so sagt mir noch einmal, daß ich euch ein Märchen erzählt habe.“ Als sie von dem Schmause hörten, der dort zu halten sei, waren sie alle bereit, hinzulaufen, nur wollten sie, ich solle gleich im nächsten Dorfe Halt machen; sie fürchteten wohl, ich möchte auch anderen von dem Fleischreichtum in der Wildnis erzählen und ihnen so die Beute verkürzen. Aber selbst das Versprechen, ich würde selbst einen Anteil daran erhalten, konnte mich nicht bewegen, bei ihnen zu bleiben. Ich hatte noch zwei Tagmärsche bis zur Mission und sehnte mich, ans Ziel zu gelangen und mich von der Wahrheit der wunderbaren Kunde zu überzeugen.

Nachdem ich also einige Stunden im Dorfe ausgeruht und Nahrung zu mir genommen hatte, machte ich mich auf den Weg, im frohen Bewußtsein, den schwierigsten Teil der Reise überstanden zu haben. Die nächstfolgende Nacht brachte ich in einer verlassenem Hütte zu, und sobald der Morgen graute, setzte ich meinen Weg fort, es war die letzte Strecke. Noch bevor es Abend geworden war, langte ich in der Mission an. Ich betrat den Hof der Missionäre, wo Arbeiter ab und zu gingen, und setzte mich in eine Ecke; denn meine Füße versagten mir fast den Dienst. Man hatte jedenfalls die Patres von meiner Anwe-

senheit benachrichtigt, denn jetzt kam einer von ihnen auf mich zu und fragte mich freundlich, wer ich sei und was ich wolle. Ich antwortete ihm, daß ich von weither gekommen sei, um die weißen Frauen zu sehen und sie um ein Obdach zu bitten. Da ließ mich der Missionär zu den Schwestern geleiten, und so kam ich zu euch!“

Schwester Hieronyma fügte dem Berichte bei: Sizias sehnlichster Wunsch war, ihre kleine Nakwesi möge bald die heilige Taufe empfangen, und so ist das Kind, dank seinem zarten Alter, bereits eine Christin geworden. Es wurde auf den Namen Hermine getauft. Die wackere Mutter dagegen hat die lange und mühsame Vorbereitung, wie sie für Erwachsene vorgeschrieben ist, durchzumachen. Sizia ist eine der eifrigsten Katechumenen unserer Mission und zeichnet sich nicht minder durch ihren klaren Verstand als durch edle Gesinnungen und ihr gutes Herz aus. Einstmals fragten wir sie: „Was wird aber Kafuku sagen, wenn er von der Küste zurückkommt? Fürchtest du nicht seine Rache, wenn er gewahr wird, daß du sein Haus auf immer verlassen hast?“ Die junge Frau sah uns mit einem Blick voll ruhiger Zuversicht an und sagte: „Kafuku hat ein redliches Herz, er weiß wohl, daß er mir erlaubt hat, fortzugehen. Lundwa wird ihm sagen, wo ich bin. Wenn er dann hieherkommt, wird er die Missionäre kennen und lieben lernen, und wenn er dann, wie ich hoffe, Christ wird, so wollen wir hier unsere Hütte bauen.“

„Mfr.-B.“ 1906.

Das Kamel.

Wie zur Zeit der Patriarchen, so bildet auch heutzutage das Kamel den Hauptreichtum und den teuersten Schatz der nomadisierenden Wüstenbewohner. Wenn ein Sinaiſcheich 50 Kamele beſitzt, ſo iſt er ein Kröſus; elend aber im höchſten Grade iſt derjenige, welcher nicht einmal Mitbeſitzer eines Kamels iſt. Nach der Anſicht vieler Araber ſah ſich Allah das Kamel und die Dattelpalme aus demſelben Lehm wie Adam ſelbſt. Sie waren mit Adam im Paradies und werden auch ſeine Genoffen im künftigen Leben ſein. Nach der Meinung mancher Stämme der Sinaibeduinen beſaßen anfangs nur die Juden das Kamel und wollten es unter keiner Bedingung den Arabern abtreten. Nur durch Liſt gelang es den letzteren, ſich der Kamele zu bemächtigen.

Der Wüſtenbeduine lebt im vollen Sinne des Wortes vom Kamel; das Kamel iſt für ſeine Exiſtenz unbedingt notwendig. Es fordert von ſeinem Herrn faſt gar nichts und gibt ihm alles; es liefert die Nahrung (Milch und Fleiſch), Kleidung (Haar und Haut), ja ſogar ſeinen Miſt als Brennmaterial. Aus dem Kamelhaare bereitet er ſich alles: Gürtel, Stricke, Mäntel, Teppiche, Zelttuch, Satteltaschen und — Riſſen uſw. Dem Kamel verdankt der Araber auch ſeinen Verdienſt und ſogar ſeine Freiheit, die er über alles ſchätzt und liebt. In Gefahr ladet er ſeine Habe und ſeine Familie auf den Rücken ſeines Tieres, mit ſeiner Hilfe zieht er ſich in die unzugängliche Wüſte zurück und entgeht ſo dem Joche des Eroberers. Hätte der Araber ſein Kamel nicht, ſo würde er ſchon längſt das Loſe des von ihm verachteten Fellachen teilen müſſen, der am Ufer des Nil oder Orontes den Karren ziehen muß.

All deſſen iſt ſich der Araber wohl bewußt und deshalb ſchätzt er ſein Tier ſehr hoch. Er denkt an das Kamel früher als an ſich ſelbſt, vor allem an das Futter und die Tränke, dort wo keine Weide zu finden iſt. Auch bei allen wichtigen Feierlichkeiten, Feſten und Spielen darf das Kamel nicht fehlen.

Vom Kamel aus verkündete Mohammed Geſetze und Kriege; vom Kamel aus ſpricht der Prediger zu den in Mekka verſammelten Pilgern; die erſte Moſchee ſoll an jener Stelle erbaut worden ſein, wo die Kamelſtute Mohammeds auf ſeiner Reiſe ausruhte. Selbſt in den Himmel wollte Mohammed nicht anders als auf dem Rücken des Kamels ſteigen. Nach einer weitverbreiteten Fabel ritt Mohammed, im Augenblick ſeiner Aufnahme durch den Erzengel Gabriel, ein Kamel von ſo maßloſer Größe, daß der eine Fuß damaszenſchen Boden betrat, während der zweite in Kairo, der dritte auf dem Sinai und der vierte in Mekka den Staub der Erde berührte.* Wenn ein weibliches Kamelfüllen auf die Welt kommt, nimmt es manchmal das Familienoberhaupt in ſeine Arme, trägt es vor das Zelt und ruft: „Ein Kind iſt uns geboren.“ Und es wird auch wirklich ſo gehegt und gepflegt wie ein Kind. Amulette werden ihm an den Hals gehängt, um es gegen „den böſen Blick“ zu ſchützen. Faſt nie quält ein echter Araber das Kamel, ſondern muntert es durch gewiſſe Melodien oder leichte Schläge zum ſchnelleren Gange auf. Er pflegt auch zu ſagen: „Wenn mein Kamel zufrieden iſt, ſo bin ich es auch.“ Jedes ſeinem Kamel

* Unter den „gelehrten“ Imām des Iſlam wird die große Streitfrage behandelt, ob man Kairo oder Jeruſalem die Ehre zuertheilen ſoll, den Fußabdruck dieſes Rieſenkamels zu beſitzen.

zugefügte Unrecht betrachtet der Araber als sich selbst zugefügt. Darum gab es auch schon Kriege und Razzias wegen Kamel=Blut oder =Haar. 600 Namen und Beinamen (nach anderen zirka 1000) verkünden das Lob des treuen Tieres der Wüste.

Es gibt zwei Gattungen von Kamelen: die Reitkamele (delul) und die Lastkamele (gemel). Die Delul-Rasse zeichnet sich schon durch ihr Äußeres vorteilhaft aus. Die Tiere sind leicht gebaut, schlank und besitzen sehr große Schnelligkeit.

Man nimmt für Kamel gewöhnlich kein Futter mit, denn diesen Tieren genügt sogar spärliche, armselige Weide, welcher man in den Tälern und Senkungen der Wüste begegnet. Findet das Kamel Tarfa-, Sitti- oder Kattuf-Sträucher, so ist es zufrieden. Wo es aber absolut keine Sträucher gibt, dort muß man auch Proviant für das Tier mitnehmen. Einem echten Wüstenkamel genügt in der trocke-

nen Zeit eine einmalige Tränke für fünf Tage; in der Regenzeit dagegen für 15, 20, ja sogar 30 Tage. Die Kamel der Küstenbewohner müssen oft, wenigstens jeden zweiten Tag, zur Tränke getrieben werden.

Die Liebe der Kamelin zu den Jungen ist ergreifend. Jeden Augenblick hebt sie den Kopf und schaut, wo ihr Liebling weidet; wenn sie saftige Pflanzen findet, ruft sie ihn zu sich; wenn er nicht weidet, so mahnt sie ihn; grollt ihm, wenn er sich fremden Kamelen beigejellt; tabelt ihn gleichsam, wenn er sich zu weit entfernt, und eilt ihm wehmütig seufzend nach, wenn sie ihn aus den Augen verliert. Und wie weint und klagt sie, wenn ihm ein Unglück zustößt oder wenn man ihn geschlachtet hat! Tag und Nacht ertönen ihre betäubten Laute, sie verschmäht jede Nahrung und jeden Trank und zeigt sich erfreut, wenn sie wenigstens das ausgestopfte Fell ihres Jungen zu sehen und zu riechen bekommt.

Der Appetit unserer Neger.

(Aus dem Briefe eines Missionärs.)

... Wenn die Knaben auch „fleißig“ bei der Arbeit sind — einer wurde Jakob der Fauler betitelt, — so gibt es doch ein Etwas, wobei Fleiß und guter Wille sich bis ins Ungeheuerliche steigern lassen. Das ist die chakula (Essen)=Frage. Sie wären sonst keine echten Negerjöhne oder richtiger Negerkinder, damit die Mädchen nicht ausgeschlossen bleiben, die dabei auch „ihren Mann“ stellen.

Es geschah, daß ein Ochse sichtlich seinem Lebensabend entgegenging. War es stille Sehnsucht nach dem Kilimandscharo=Gebirge, war es Küstentieber oder etwas anderes, kurz, an einem Samstag nachmittags schwang Bruder Josaphat den großen

Hammer, und das Vieh wurde eine Beute der Missionsjugend. Am Abend brannten eine Menge lustiger Feuerchen, und gar bald roch es nach allen Richtungen der Windrose hin nach Geschmorenem und Gebratenem und Verbranntem. Am Sonntag kam die zweite Auflage. Nur waren die Beefsteaks, die Ochsenrippchen und die Keulen schon ein bißchen blau angelauten; doch das ist für eine Negernase, mag sie noch so klein sein, besser als das Wildenzen für den Wildbretfreund. Wir hatten unser Mittagmahl schon eingenommen, als bei den Kindern die Arbeit erst losging, — aber gar ernst. In Gruppen von dreien und viereu beisammenhockend, verzehrten

die Wurben ohne Zusatz von Salz oder Pfeffer, was nur immer verzehrbar war, d. h. alles, ohne die Knochen. Lischbestecke sind nicht im Gebrauch; wozu auch? Ein Messer z. B. könnte kaum eine Sehne zerschneiden, die ein Negergebiß zerstückelt. Da es Sonntag war, gab es Reis dazu. Fünf Fingerchen tauchen abwechselnd in die Schüssel wie die Möve in die Fluten, und im Nu ist die Sache am Bestimmungsorte angelangt. Als ich trotz der Luft die Gruppen besuchte, rief man mir mehrmals zu: „Karibu!“ („Tritt näher“), d. h. in dickem Deutsch: „Freund! laß dich nieder und iß mit!“ Die Neger und die Araber sind alle sehr gastfreundlich. So gegen 2 Uhr war die Ochsenjochschicht erledigt, aber dafür waren auch die Bäuche wie gefüllte Wasserschlänche angeschwollen; ein Stolz der jungen Helden! — Hinwieder sind sie sehr genügsam; denn an gewöhnlichen Tagen erhalten sie dreimal Mtama, eine Art Hirse, die sie in Wasser aufkochen und deren Brei sie essen; ohne Salz schmeckt das Gericht sehr fade, und doch bildet es für sie das Frühstück, das Mittagmahl und das Abendbrot. Bei Kindern ist die chakula (Essen) der rote Faden, der ihren ganzen Ideenkreis durchzieht. Als neulich der Vater Superior ein Stück Garten umpflügen ließ und selbst Hand mitanlegte, kam der kleine Eseltreiber, der am Hals und unter den Armen voller Wunden war, und sprach mit der ernststen Miene eines Sechzigjährigen zu ihm: „Bwana mkubwa, darf ich dir einen wohlgemeinten Rat geben?“ — „Gewiß, Junge, sprich!“ — „Du pflügst hier den Acker; weißt du, was du pflanzen

sollest? Mtama, Mais und Maniof. Dann gibst du uns morgens Mtama, mittags Mais und abends Maniof.“ — In unserem Dorfe lebt ein weit und breit bekannter Flußpferdjäger. Dieser gewaltige Nimrod verdarb sich schrecklich den Magen; nur dem Arzneimittel Hadrians hat er es zu verdanken, daß er dem Tode entkam. Der Mann heißt Kalanko. Eines Tages hatte er Glück auf der Jagd; da man aber ein solches Glück gründlich feiern muß, so aß er gewaltig Ugali-Brei und Maisbrei und dazu noch Fleisch und Fisch, und goß sich dabei noch ein respektvolles Quantum Bombe (Bier) hinter die Binde. Die Folge von diesem Riesenmahl war, daß sich sein Bauch wie eine „ngoma“ (Trommel) aufblähte. „So fand ich ihn,“ berichtet Hadrian weiter, „er konnte kaum atmen, wand sich in den schrecklichsten Konvulsionen, kratzte sich mit einem spitzen Steine den Bauch, brüllte wie ein Löwe vor Schmerz und warf sich in seiner Verzweiflung in den See. Zum Glück hatte ich meine Reiseapotheke bei mir, sonst würde er seine Unmäßigkeit teuer bezahlt haben. Ich verordnete ihm ein Brechmittel, — nichts half; ich gebe ihm ein zweites, — wieder nichts; nun lasse ich ihn einige Tropfen Crotonöl mit Wasser nehmen, — aber dann — —! Der arme Mensch wurde endlich von seiner Qual befreit; er schwor, wenn auch ein wenig spät, daß er in Zukunft seinen Gaumenkitzel weniger befriedigen werde. „Om,“ sagte Hadrian, „wirklich, man fragt sich manchmal, ob denn der Mensch in jedem Augenblick des Lebens ein höheres Wesen, der Herr der Schöpfung, ist.“

Der hl. Petrus Claver hilft!

Über eine auffallende Heilung durch die Fürbitte des hl. Petrus Claver berichtet ein Leser des „Herz-Jesu-Sendboten“ in dessen Mainummer folgendes: „Mein Nefse hat sich durch einen Sturz vom Gerüste bei einem Bau schwere innerliche Verletzungen zugezogen und mußte sich einer Operation unterziehen, wo sehr zu befürchten war, daß er den Ärzten in den Händen bleibt. Das brandige Blut roch ihm bei dem Munde heraus, und eineinhalb Stunden dauerte die Operation. Ich beschwor das göttliche Herz Jesu, ihn nicht sterben zu lassen, bevor er die heiligen Sterbesakramente empfangen habe. Er hielt die Operation gut aus und wurde langsam besser. Da zeigte sich ein neues Übel, welches auf das erste so gefährliche und schmerzhaftes hin anfangs nicht beachtet wurde. Er bekam den Knieschwamm und mußte abermals einer sehr schmerzlichen Operation sich unterziehen. Es wollte aber nicht besser werden, und da der

Kranke noch dazu an der Lunge angegriffen war, ward er von jedermann aufgegeben. Ich hielt auch für ihn verschiedene Novenen. Da lese ich einmal im „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“ vom hl. Peter Claver, daß wir an ihm einen so mächtigen Fürbitter in unseren Tagen haben. Gleich benützte ich das und hielt eine Novene und bat wieder das göttliche Herz Jesu um der Verdienste und Fürbitte dieses Heiligen willen, meinem armen Nefsen die Gesundheit zu schenken. Täglich fragte ich ihn nun, wie es geht. Ich ließ ihn auch in den Verein von der heiligen Todesangst aufnehmen und betete täglich für ihn das vorgeschriebene Gebet. Er wußte von alledem nichts. Ich war mit der Novene noch nicht fertig, als ich ihn wieder einmal fragte: „Wie geht es dir?“ Er sagte: „Besser, und die Geschwulst ist ganz weg; und ich weiß gar nicht, wie das ist, ich muß auch nicht mehr so husten.“

„Mfr.=B.“

Eine heitere Episode aus dem Leben des Kardinals Lavigerie.

Der Biograph des hochseligen Kardinals Lavigerie, Abbé Klein, erzählt folgende ergötzliche Geschichte, die sich nicht lange vor seinem Tode zugetragen haben soll. Der Kardinal-Erzbischof von Algier ging eben auf dem Perron eines Bahnhofes in Frankreich auf und ab, ohne ein nach außen sichtbares Kennzeichen seiner kirchlichen Würde zu tragen, als ein Geistlicher auf ihn zukam, ihn grüßte und mit ihm ein Gespräch anknüpfte. „Entschuldigen Sie, Vater, Sie sind, wie ich aus Ihrem Barbe schließe, ein Missionär. Wo

denn, wenn ich fragen darf?“ — „In Algier.“ — „Ah! Ah! Dann müssen Sie ja unseren früheren Bischof von Nanch, Msgr. Lavigerie, kennen?“ — „Gewiß kenne ich ihn.“ — „Ist er noch immer so, — wie soll ich sagen . . .“ — „Ich verstehe Sie, Herr Abbé. Er ist schlimmer als je, seitdem ihm die afrikanische Sonne auf den Scheitel geschienen hat.“ — „Das nimmt mich gar nicht wunder. Ich hatte seinen Charakter im ersten Augenblick erraten. Denken Sie sich, er wollte mich einst zu seinem Generalvikar machen!“ —

„Wirklich?“ — „Ja, Vater! Aber ich kannte den Mann und hütete mich wohlweislich, das Anerbieten anzunehmen.“ — Die zwei Reisegefährten waren mittlerweile recht vertraut geworden und kritisierten während der Fahrt über den Cardinal wacker fort. Als aber der Augenblick des Verabschiedens gekommen war, schlug der Erzbischof von Algier seinen Mantel

etwas auseinander, so daß sein Pectorale sichtbar wurde, und sagte zu dem Geistlichen: „Herr Abbé, was wir da eben gesprochen haben, ist zum Teile wahr, zum Teile falsch. Sicher ist jedenfalls das eine, daß ich Sie nie zu meinem Generalvikar haben wollte.“ Damit entfernte er sich lächelnd und ließ seinen Kritiker im Gefühle seiner Beschämung zurück.
„Mr.-B.“

Die Söhne des Mondes.

Von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

Während ich noch so darüber nachdachte, siehe, da erloschen auf einmal die beiden elektrischen Reflektoren und es herrschte wieder die nämliche Finsternis wie früher. Auf das hin wurde das Schreien und Toben der Wilden noch erschrecklicher als zuvor, doch machte es bald einem um so tieferen Schweigen Platz.

Der Leutnant war der erste, welcher die Stille unterbrach: „Herr, sie sind fort!“

„Glückliche Reise!“ antwortete ich scheinbar ganz ruhig, während ich im Herzen nichts weniger als erbaut war ob des Verschwindens des Ballons.

Doch da näherte sich mir der Häuptling und herrschte mich grob an: „Mit wem redest du?“

„Mit meinem Mitgefangenen.“

„Was sagtest du ihm? Denn als dein Herr habe ich das Recht, es zu wissen.“

Wenn ich den Negern imponieren und eine bessere Behandlung erlangen wollte, durfte ich mir eine solche Sprache unter keinen Umständen gefallen lassen. Darum antwortete ich mit spöttischem Lächeln:

„Ein weißer Häuptling wird nie und nimmer Sklave eines armseligen Schwarzen!“

„Ich bin kein armseliger Schwarzer, sondern der Häuptling eines zahlreichen

Stammes und ein Held, der den Weißen viel zu schaffen gibt!“

„Du ein Held!“ bemerkte ich lächelnd. „Hast du nicht eine Furcht ohnegleichen gezeigt beim bloßen Anblick meines Vaters, eine Furcht, die sich auch auf deine Untertanen ausdehnte?“

Ich spielte damit eine sehr gewagte Karte aus, doch versprach ich mir dank der übergroßen Abergläubigkeit der Neger sehr viel davon.

„Dein Vater? Bist du von Sinnen?“ fragte der Häuptling, nicht ohne ein gewisses Zittern der Stimme verbergen zu können.

„Ich sage die lautere Wahrheit. Hast du ihn nicht vorher niedersteigen gesehen, als er kam, uns, seine Kinder, zu besuchen?“

Der Häuptling stieß einen Schrei der Verwunderung aus, während der Leutnant, der den ganzen Sinn meiner Worte rasch erraten hatte, ein leises „Bravo!“ flüsterte.

„Du willst also ein Sohn des Mondes sein?“ fragte neuerdings der immer noch etwas ungläubige Häuptling.

„Ja, wie ich dir schon gesagt habe; oder hast du je in deinem Leben den Mond schon einmal so nahe der Erde gesehen wie vor-

hin? Er war da eben nur herabgestiegen, um nach uns, seinen Söhnen, zu sehen.“

„Warum hat er euch dann aber nicht aus den Fesseln befreit?“

„Weil ich ihm sagte, er möge sich unsertwegen nicht ängstigen, denn du würdest es nicht wagen, uns, seine Söhne, schlecht zu behandeln.“

Der Häuptling schwieg eine Weile; dann aber sagte er: „Gut. Von jetzt ab verhalte dich still, es ist zu deinem Besten; wenn du aber sprichst, werde ich zwar dir kein Leid zufügen, da ich dich benötige, wohl aber deine Genossen töten lassen, da sie mir nichts nützen.“

„Ich werde schweigen, weil es mir so beliebt; aber ich sage dir, wenn du meinen Gefährten das leiseste Übel zufügst, entrinne ich dir und fliege empor zu meinem Vater.“

Ich sprach während der übrigen Nacht kein Wort mehr; drängten sich mir doch die verschiedenartigsten Gedanken auf. Vor allem, was hat es mit dem Ballon für eine Bewandnis? Wem mochte er gehören? Wie war er gerade hieher gekommen und weshalb? Daß er sich nicht rein zufällig über dieser Gegend Afrikas befand, bewies der Umstand, daß ich ihn vor etlichen Tagen in der nämlichen Richtung schweben sah. Außerdem hatten die drei Insassen der Gondel, statt sich von der Luftströmung weitertragen zu lassen, mittels elektrischen Lichtes das unter ihnen liegende Land abgesehen, als sahn deten sie nach etwas. Was mochte doch diesen Ballon bewegen, daß er unter doppelter Flagge, der portugiesischen und der amerikanischen, fuhr?

Die geheimnisvollen Luftfahrer hatten sich gegen uns wohlwollend bewiesen, als wir dem Tode des Verdurstens nahe waren. Werden sie aber auch diesmal unsere

Rufe gehört haben? Und wenn ja, werden sie uns wohl zu Hilfe kommen? Wenn sie aber nichts vermögen sollten, was wird dann aus mir werden? —

Sollte ich fliehen? Das war nicht möglich, denn ich war zu fest gebunden, und wäre es mir auch gelungen, meine Bande zu sprengen, ich wäre trotzdem nicht geflohen ohne meine Waffen, die mir für mein ferneres Leben in diesen unheimlichen Urwäldern unbedingt nötig waren. Wo dieselben aber verwahrt lagen, konnte ich bisher noch nicht ermitteln, und so mußte ich für diese Nacht jeden Fluchtversuch unterlassen.

Ich schloß deshalb die Augen und versuchte zu schlafen. Es gelang mir auch, aber der Schlaf war nur von äußerst kurzer Dauer. Ich wurde plötzlich aufgeweckt von einer mir wohlbekannten Stimme:

„Se, Riese, lebst du noch oder bist du schon tot?“

„Bin schon noch lebendig, lieber kleiner David, aber wie Samson in den Händen der Philister.“

„Na, ergreife doch einen Eselkinnbacken und schlage tausend Feinde zu Boden,“ entgegnete Alonso, auf die biblische Erzählung von Samson anspielend.

„Ja, wenn du tot wärest, hätte ich freilich einen solchen Kinnbacken leicht zur Hand. — Aber,“ fügte er weiter hinzu, „was ist es denn mit dem Herrn und dem Leutnant?“

„Sie leben und sind gesund,“ bemerkte nun ich.

Ein weiteres Gespräch wurde jedoch verhindert, da der Neger aufwachte und uns Schweigen gebot. — Ich gehorchte gerne; mußte ich nun doch, daß meine Gefährten alle frisch und wohltauf waren; zudem konnte ein williger Gehorsam uns eine bessere Behandlung und eine minder

strengere Überwachung verschaffen. — Bald war ich wieder eingeschlafen. — Beim Morgen grauen weckte der Häuptling seine Leute, welche sich auch alsbald mit lautem Geschrei vom Boden erhoben. Sie verzehrten die überbleibsel vom gestrigen Abendessen und begruben hernach ihre Toten, welches Geschäft sie mit einem wehmütigen Gesänge begleiteten, unterbrochen von Wutausfällen auf uns, ihre Mörder. Nun ging es an den Aufbruch. Der Häuptling ließ uns die Bande von den Füßen abnehmen und hieß uns aufstehen.

„Ihr geht mit mir!“ befahl er.

„Wohin führst du uns?“ fragte ich ihn.

„Der Sklave hat seinem Herrn zu folgen, wohin immer er ihn führt, und er besitzt kein Recht, weiter zu fragen!“ entgegnete mit einigem Stolze der Häuptling.

Ich brach in ein spöttisches Lächeln aus und sagte: „Du scheinst zu vergessen, daß ein gewöhnlicher Weißer mehr wert ist als hundert schwarze Häuptlinge, und erst ein weißer Häuptling, wie ich, mehr gilt als tausend schwarze; ein weißer Häuptling, ein Sohn des Mondes, ist nie ein Sklave, und wenn ich dir jetzt mit gebundenen Händen folge, so geschieht dies, weil es mir jetzt so beliebt. Zudem kannst du dich denn nicht mehr erinnern, daß heute nachts unser Vater, der Mond, hier war, um nach uns, seinen Kindern, zu sehen und uns im Notfalle sofort zu befreien und zu rächen?“

Der Häuptling erwiderte nichts; meine Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; abergläubisch, wie er war, fürchtete er die Rache des Mondes.“

„Wohin führst du uns also?“ fragte ich nun neuerdings.

„In mein Dorf.“

„Ist dasselbe weit von hier entfernt?“

„Nein, bevor die Sonne untergeht, sind wir dort.“

„Was wirst du mit uns tun?“

„Dort wird über dein Los entschieden werden.“

Der Schwarze entfernte sich und gab seinen Leuten den Befehl, uns vier Schiffbrüchige zu trennen und je einen von sechs Mann bewachen zu lassen. — Da ich dies auf keinen Fall geschehen lassen wollte, rief ich alsbald meinen Gefährten zu:

„Stellen wir uns alle mit den Rücken gegeneinander, denn wir sollen auseinander kommen; wer sich nähert, bekommt einen Fußstoß!“

Wir taten also; ich stand mit dem Leutnant Rücken an Rücken und kam so mit seinen Händen in Berührung. Da man mich, die Handflächen einander zugekehrt, am Armgelenk gebunden hatte, konnte ich die Hände des Leutnants bequem in die meinigen nehmen und machte dabei die angenehme Wahrnehmung, daß es nicht allzuschwer halten würde, seine Fesseln zu lösen. Ich hatte also ein ungemein leichtes Mittel in der Hand, ihn und damit uns alle freizumachen. Doch wollte ich vorderhand keinen Gebrauch davon machen; denn der Zeitpunkt erschien mir ungelegen, und überdies fehlten uns die Waffen. Die Neger würden uns aufs neue überwältigt, besser gebunden und strenger überwacht haben.

Als der Häuptling unsere neue Stellung wahrnahm, näherte er sich mir und fragte: „Warum steht ihr denn jetzt Rücken an Rücken?“

„Damit du uns nicht trennen kannst!“

„Ja, hast du denn meinen Befehl verstanden? Sprichst du vielleicht auch unsere Sprache?“ forschte er mit größter Verwunderung.

„Die Söhne des Mondes reden die Sprache aller Menschen, deren Gebiet ihr Vater bescheint,“ erwiderte ich stolz. —

Meine Worte machten neuerdings Eindruck auf ihn. Gleichwohl aber rief er zornentbrannt aus:

„Und dennoch sollt ihr getrennt werden!“

„Niemals! Übrigens sehe ich nicht ein, wozu eine solche Anordnung dient. Oder bist du wirklich ein solch feiger Wicht, daß du trotz deiner hundert Mann Furcht hast vor vier gebundenen Gefangenen, die sich nicht einmal rühren können?“

„Vorwärts, trennt sie!“ befahl er nun seinen Leuten und kam selbst mutig auf mich zu, um mich vom Leutnant wegzureißen.

Doch das sollte ihm schlecht bekommen; denn kaum war er genügend nahe an mich herangetreten, gab ich ihm mit dem rechten Fuß einen solchen Stoß in den Unterleib, daß er mit einem lauten Aufschrei rücklings zu Boden stürzte und vor Schmerz winselnd liegen blieb.

Es war das gewiß keine sonderlich ritterliche Kampfweise, und ich habe nur sehr selten in meinem Leben mich der Füße als Waffe bedient, aber man denke sich in meine Lage, — gefangen und an den Händen gebunden, solle man sich verteidigen, — und man wird meine Kampfart begreiflich finden.

Das gleiche widerfuhr auch noch etlichen anderen, die sich uns nahen wollten. Wir arbeiteten mit den Füßen, daß es eine Freude war; besonders gefährlich waren natürlich die Füße des Daniel, und ich hätte auf keinen Fall in der Haut dessen stecken mögen, der mit denselben Bekanntschaft machte.

Mit diesem Manöver streckten wir ein gutes Duzend unserer Gegner zu Boden, wo sie sich vor Schmerzen krümmten. Die anderen waren unentschlossen. Sie hatten ihr Leben viel zu lieb, als daß sie es einem

launenhaften Einfall ihres Häuptlings zuliebe der Gefahr ausgesetzt hätten. Wir befanden uns ja in ihrer Gewalt und konnten nicht entinnen; darum mochte es ihnen gleichgültig erscheinen, ob wir gemeinsam oder vereinzelt folgen würden.

Endlich erhob sich der Häuptling. Sein Gesicht ließ deutlich die heftigen Schmerzen erkennen, die ihm der Stoß verursacht hatte, und nur mühsam konnte er sich aufrechterhalten.

„Läßt du uns jetzt vereint mitführen?“

„Ja. Aber ich sage dir, wenn ihr nicht so einflußreiche Männer wäret, hätte ich euch jetzt eine Pulverladung gegeben und mich so gerächt für die mir angetane Beleidigung.“

IX. Unser Vater — der Mond.

Der Häuptling hielt Wort. Wir wurden von einer Anzahl Neger in die Mitte genommen und nun begann der Marsch. Durch das Waldesdickicht führte eine Art Weg, zwar schmal und sehr unregelmäßig, aber doch immerhin so, daß er ein Vorankommen nicht unwesentlich erleichterte.

Voraus gingen einige Neger, mit Messern bewaffnet, um etwaige Hindernisse zu beseitigen; ihnen folgte ein Neger mit unseren Waffen auf den Schultern, ihm unmittelbar der Häuptling, der mit ängstlicher Sorgfalt die Gewehre behütete; an den Häuptling schlossen wir uns an, eng umgeben von einem dichten Ring schwarzer Gesellen, während der Rest scherzend und johlend dem Zuge folgte.

Sin und wieder sprach ich einige Worte mit meinen Kameraden, die alle ziemlich niedergeschlagen und nachdenklich einhergingen; namentlich galt dies vom Leutnant, der sich ob seiner verschuldeten Sorglosigkeit die heftigsten Vorwürfe machte.

Ich hatte alle Mühe, um den jungen Mann wieder halbwegs aufzurichten.

Der Wald, den wir durchquerten, bot einen malerisch schönen Anblick. Nur etwas war nicht nach unserem Geschmack, die Schlangen, die in großer Anzahl von den Bäumen herabhingen. Sie streckten zischend ihre Köpfe nach uns aus und öfter als einmal ließen sie sich auf uns nieder. Das gab dann jedesmal ein lautes Gelächter ab bei den Schwarzen, wenn meine Kameraden in einem solchen Falle erschreckt und ängstlich auf die Seite sprangen. — Im allgemeinen schritten wir Gefangenen ziemlich einsilbig und nachdenklich dahin; gingen wir doch einem ganz ungewissen Schicksal entgegen; zudem machte auch die gegen Mittag immer drückender werdende Hitze jegliche Aeußerung von Lebenslust in uns ersterben. — So waren wir nahezu acht Stunden marschirt, als wir nicht unschwer wahrnehmen konnten, daß das Waldesdunkel immer mehr sich erhellte; es wurde damit aber auch die Freude der Schwarzen immer unbändiger und ausgelassener. — Da auf einmal erhob der Häuptling seine Rechte und mit Stentorstimme gebot er dem Zuge Halt! Ein allgemeines Schweigen trat an die Stelle des früheren Geschreies. Der Häuptling wollte einen Heldeugesang auf seine Tapferkeit anstimmen. Alles horchte gespannt auf.

„Rubaga, der Häuptling,“ so begann er, „ist ein Held, der seinesgleichen nicht hat auf Erden. Ich bin der Herr über Leben und Tod, ich bin Gebieter der Erde. — Der Sultan verlangt weiße Menschen, — ich werde sie ihm verschaffen; aber nicht bloß gewöhnliche Weiße will ich bringen, sondern Häuptlinge aus ihnen. — Die Weißen führen blitzende Rohre in der Hand, aber Rubaga fürchtet sie nicht, son-

dern er entreißt sie ihren Händen und nimmt ihre Besitzer gefangen. — Der Mond, ihr Vater, will seine Söhne befreien, er aber schlägt ihn in die Flucht; die Weißen wollen sprechen, Rubaga aber heißt sie schweigen . . .“

„Rubaga will die Weißen trennen, bekommt aber statt dessen einen Fußtritt in den Unterleib, daß er zu Boden stürzt und sich vor Schmerzen krümmt,“ setzte ich laut auflachend hinzu. — Ein Ausbruch des Zornes und der Wut entrang sich seinen Lippen, und es hätte wenig gefehlt, so wäre er wie ein gereizter Tiger auf mich losgestürzt, nur der Gedanke, daß er mich lebendig dem Sultan übergeben wollte, hielt ihn zurück. Es blieb darum bei bloßen Wutausbrüchen, in die auch die anderen Schwarzen nach Kräften miteinsielen.

Während dieses Auftrittes hatte sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt, doch war das Tempo jetzt ein bedeutend beschleunigteres als vordem; die ihrem Häuptling zugefügte Beleidigung schien allen in die Beine gefahren zu sein.

Nach einer schwachen Stunde hatten wir den Wald vollends durchquert; da nun bot sich unseren Augen ein so überwältigend schöner Anblick dar, daß er mir einen Ausruf des Staunens und der Verwunderung entlockte. Vor uns breitete sich eine weite Ebene aus, über und über mit den mannigfaltigsten und prachtvollsten Blumen übersät, während eine sanft ansteigende und dicht bewaldete Hügelkette im Hintergrunde die Fläche angenehm umrandete. Große, buntgeschleckte Rinderherden weideten mit Behagen im saftigen Grase und ungezählte Schmetterlinge von nie gesehener Schönheit flatterten von Blume zu Blume. Inmitten dieses reizenden Fleckchens Erde aber erhob sich ein geräumiges Dorf, das von einem hohen und ganz und

gar undurchdringlichen Kaktuszaune rings umgeben war, über welchem man die lichten Strohdächer im Sonnenscheine herüber-schimmern sah.

Mit lautem Freudengeschrei begrüßten die Neger ihr heimatliches Dorf, dem wir uns nun immer mehr näherten, und lenkten so die Aufmerksamkeit der auf der Wiese befindlichen Stammesgenossen auf sich, die alsbald herbeieilten und nun aus dem Munde der Ankommenden die staunenswerten Heldentaten vernahmen, die dieselben vollbracht hatten. Neugierig und doch wieder etwas scheu traten einige herzu und suchten uns vorsichtig zu berühren, zogen aber rasch ihre Hände wieder zurück. Andere wieder waren ins Dorf vorausge-eilt, um die Ankunft ihrer siegreichen Hel-den zu melden, und nicht lange dauerte es, so kam eine ganze Schar Dorfbewohner uns jubelnd und frohlockend entgegen. Mit Staunen und mit Bewunderung wurden wir von der Menge betrachtet und ein abergläubischer Schauer ergriff sie, als sie vernahmen, daß wir gar „Söhne des Mon-des“ seien. Umringt von der johlenden und siegestrunkenen Menge, waren auch wir mittlerweile an dem zwei Mann hohen Kaktusring angelangt und betraten nun das Dorf.

X. Ein schwarzer Machthaber.

Das Negerdorf bot im allgemeinen das gleiche Bild wie die meisten anderen Negerdörfer Afrikas. Zahlreiche Hütten, die teils aus Lehm, teils aus Holz errichtet und mit einem Strohdach überdeckt sind, sieht man unregelmäßig durcheinander- stehen. Alle sind mit einer einzigen Öff-nung versehen, welche Thür, Fenster und Rauchfang vertreten muß. Auch die fast allen Negerdörfern eigene Unreinlichkeit

und der Schmutz fehlten nicht. — Zwischen den Hütten führte ein etwas breiterer Weg zur Residenz des Sultans, die aus einer Anhäufung von höheren und geräumige-ren Hütten, als die übrigen es waren, be- stand. Doch war die eigentliche Privatwoh-nung des Herrschers nochmals durch eine dünne Kaktuswand abgetrennt, welche nie-mand, ohne angemeldet und zugelassen zu sein, passieren darf.

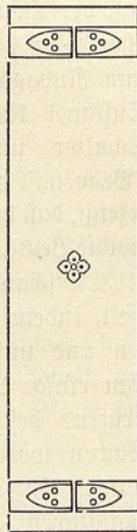
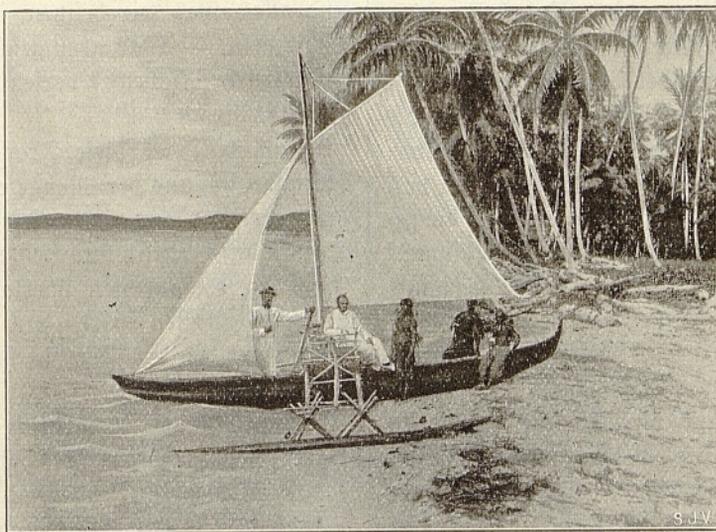
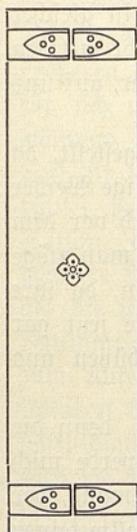
Unser Zug hatte sich unter dem lauten Schreien der Menge der Residenz des Sul-tans genähert, wo wir vor der Umzäunung Halt machten, um das Erscheinen des Herrschers abzuwarten. Es dauerte nicht lange, so vernahmen wir die dumpfen Klänge einer gewaltigen Trommel, welche die lärmende Menge alsogleich verstummen machten. Lautlos richteten sich aller Blicke auf die in der Hecke angebrachte Thür. Es erfolgten abermals einige Schläge auf die Trommel und nun öffnete sich der Zaun, und der Sultan mit Gefolge erschien.

Der Sultan, ein Mann in den mittlere-n Jahren, war eine kräftig gebaute, etwas korpulente Gestalt und war äußerst mackerlich gekleidet. Ein Paar Hosen, die wohl einstmal blau gewesen sein mochten, nun aber eine unbestimmbare Farbe zur Schau trugen, reichten kaum bis zu den Knien und gewährten stellenweise auch tie- fere Einblicke. Der eine Fuß steckte in einem alten Tuchpantoffel, während der andere unbekleidet war. Sodann zierte ihn eine schon recht abgetragene Soldaten- bluse, die ihm aber viel zu eng war, so daß er sie nicht zuknöpfen konnte; um den Hals hatte er sich ein in den buntesten Farben schillerndes Tüchlein gebunden, wohl noch das schönste Stück, das er am Leibe trug, während ein schon recht arg mitgenomme- nes und gänzlich zerknittertes Angstrohr die Majestät überdeckte und der ganzen

Erscheinung einen würdigen Abschluß verlieh. Ähnlich malerisch war auch sein Gefolge, zumeist aus Weibern bestehend, bekleidet. Sie trugen ihm Zepher, Pfeife, Tabak, ein rostiges Messer und ein vorfündstliches Gewehr nach und bildeten mit den Hofstaat des Herrschers.

Raum war die lautlos harrende Menge ihres Sultans ansichtig geworden, warfen

stand nehmen. Er wandte sich etwas verlegen an den Sultan, doch bedeutete ihm dieser, nicht weiter in uns zu drängen, sondern lieber den ganzen Hergang unserer Gefangennahme auseinanderzusetzen. Das tat er denn auch in einer Weise, die der Wahrheit so ziemlich nahe kam, nur übertrieb er unsere Kraft ganz bedeutend, um dadurch seine eigene Tapferkeit um so deut-



Missionschiff in Neuguinea.

sie sich alle mit dem Gesicht zur Erde. Wir Gefangenen allein blieben stehen.

„Auf den Boden!“ herrschte uns Kabuga, der uns gefangengenommen hatte, an.

„Niemals!“ erwiderte ich.

„Ihr seid Sklaven des mächtigen Kabuna, darum sofort mit dem Antlitz zur Erde!“ beharrte der Schwarze.

„Versuche es, uns niederzuzwingen, wenn du Lust hast!“, und dabei hob ich drohend ein Bein in die Höhe.

Die Erinnerung an die Bekanntschaft, die er mit demselben in der Frühe gemacht hatte, ließ ihn von seinem Vorhaben Ab-

stehen. Als er auch die acht Toten erwähnte, die sie zu Beklagenden hätten, da entstand unter den anwesenden Weibern lautes Jammern und Wehklagen; einige warfen sich auf den Boden und zerrauften sich vor Schmerz die Haare. Es waren die unglücklichen Frauen und Mütter der Gefallenen. Ihr Jammern war so heftig, daß Kabuga seine Berichterstattung eine Weile hindurch einstellen mußte. Der Herrscher ließ die Weinenden eine Zeitlang gewähren, dann aber gebot er mit lauter Stimme Ruhe, welchem Befehle das blindlings gehorchende Volk alsbald Folge leistete. Mich dauerten diese

Armen, allein was hätte ich in meiner Lage anders tun können?

Nachdem wieder Ruhe eingetreten war, fuhr Kubaga in seiner Erzählung fort. Allgemeines Staunen rief natürlich das Erscheinen des Mondes hervor, der herabgestiegen wäre, um nach uns, seinen Söhnen, zu sehen. Der Sultan wollte es kaum glauben, und nur als die uns begleitenden Schwarzen laut und feierlich versicherten, daß der Häuptling die Wahrheit sage, schenkte er dem Berichte Glauben. — Als nun Kubaga geendet hatte, erhob sich der Sultan, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sagte huldvoll lächelnd: „Brav hast du gehandelt, Kubaga; du hast gezeigt, daß du ein Held bist. — Und die gemachte Beute, ist sie wohl eine recht reichliche?“

„Da schau,“ entgegnete dieser geschmeichelt, indem er seinem Herrn unsere Waffen und unsere Überkleider zeigte, welche ihm einige Neger darreichten. Vorsichtig prüfend beschaute Kubaga die erbeuteten Sachen, wobei sich bei jedem neuen Gegenstande ein Ausruf des Staunens seiner königlichen Brust entrang. Namentlich waren es natürlich die Waffen, die sein berechtigtes Staunen in hohem Grade hervorriefen. Nachdem er sich lange genug am Anblick der erbeuteten Kostbarkeiten geweidet hatte, begann er von neuem zu sprechen: „Soldaten, ihr wisset, daß ich euer Sultan bin und daß ihr nur in meinem Namen ausgezogen seid. Darum gehört auch die ganze Beute, die ihr gemacht habt, mir. Ich verlange daher, daß alle erbeuteten Gegenstände in meine Privatwohnung geschafft werden. Sollten sich einige minder gute Gegenstände darunter befinden, so werde ich sie morgen unter die Besten aus euch verteilen.“

Eine allgemeine Enttäuschung malte sich ab auf den Gesichtern jener Neger, die

uns überwältigt hatten und die nun zu sehen mußten, wie sie zum Lohn für ihre Mühen und Anstrengungen leer ausgingen. Namentlich Kubaga war wie aus den Wolken gefallen. Doch alle beherrschten sich aus Furcht vor dem Zorne des allgewaltigen Herrschers und voll tiefer, geheuchelter Ergebenheit erklärte er namens der übrigen: „Ja, erhabener Sultan, du bist unser Gebieter, wir sind ganz dein Eigentum, und alles, was wir besitzen, ist in gleicher Weise dein. — Was aber geschieht mit den gefangenen Sklaven?“ versetzte er, auf uns zeigend, hinzu.

Raum hatte er diese Frage gestellt, da drängten sich aus der Menge einige Weiber laut schreiend hervor, warfen sich vor dem Sultan aufs Antlitz und flehten, man möge ihnen die Gefangenen überlassen, da ihre Männer gefallen wären und sie jetzt gar niemanden hätten, der sie beschützen und für sie sorgen würde.

„Ihr verlangt Unmögliches; denn die Gefangenen gehören mir. Ich werde mich bemühen, vielleicht findet sich jemand, der euch zu heiraten Lust hat, und sollte keiner dazu bereit sein, so werde ich euch an den nächsten Kaufmann, der unser Dorf bereist, verkaufen; auf diese Weise wird dann für euch gesorgt sein.“

Die Armen erschrafen bis in die tiefste Seele hinein, und gewiß bereuten sie es tief, ihre unglückliche Lage erwähnt zu haben; denn eine noch viel traurigere Zukunft stand ihnen jetzt möglicherweise bevor: die Sklaverei. Schweigend und ohne Widerrede zogen sie sich zurück, um den Zorn des Sultans nicht herauszufordern.

Hierauf erhob sich der Sultan, gab mit der Hand ein Zeichen, daß die Versammlung geschlossen sei, und zog sich in seine Hütte oder, wie er zu jagen pflegte, in seinen Palast zurück. Wir wurden ebenfalls

in einer der königlichen Hütten untergebracht.

XI. Die Audienz beim Sultan.

Wie ich schon früher erwähnt habe, war die Residenz des Sultans von den anderen Hütten seiner Untertanen durch eine Kaktushecke getrennt: dieselbe umschloß einen ziemlich geräumigen Platz, der durch ein Gehege neuerdings in zwei Teile geschieden war, einen kleineren und einen größeren, den ersteren hatte der Sultan für sich und seine Familie vorbehalten, während der bei weitem größere andere Teil für seine Sklaven und seine Vorrathshäuser bestimmt war. In dem für den Sultan abgegrenzten Teil erhoben sich mehrere Hütten, von denen eine, stattlicher als die übrigen, für den Herrscher selbst bestimmt war, die anderen seinen Weibern zum Aufenthalt dienten. Auf der für die Sklaven bestimmten Seite stand eine verhältnismäßig langgestreckte, aber äußerst niedrige Baracke, die den zahlreichen Sklaven des Sultans ein Obdach boten, sowie zwei bedeutend kleinere, wovon eine uns beherbergte, die andere aber zur Aufnahme der gemachten Beutestücke auserkoren wurde.

Unsere Hütte war äußerst klein, maß sie doch kaum drei Meter im Durchmesser, auch war sie so nieder, daß Daniel nur gebückt darin stehen konnte. Ein Gazellenfell schloß die heiläufig einen Meter hohe Tür unserer Behausung.

Nachdem uns Rabuga in die Hütte gebracht hatte, entfernte er sich wieder und wir blieben uns selber überlassen.

„Jetzt sind wir glücklich in der Gefangenschaft angelangt!“ meinte endlich der Leutnant.

„Wird nicht lange dauern, glaube ich,“ erwiderte ich.

„Haben Sie Hoffnung, uns zu befreien?“

„Ja, und zwar sehr begründete. Das Wann und Wie wird sich von selbst ergeben. Lassen wir es gerade einmal erst Nacht werden. Ich bin nämlich ganz überzeugt, daß es heute abend ein großes Trinkgelage abgeben wird zur Verherrlichung des über uns davon getragenen Sieges, wobei dann, wie es die Neger bei derlei Anlässen immer halten, das Bier in reichlichen Mengen fließen wird. Sind sie dann vom Schlafe überwältigt, so schlafen sie gründlich und fest, und wir werden so Gelegenheit zur Flucht finden.“

„Aber fliehen wir denn ohne unsere Waffen?“

„Nein, ich hoffe, daß es mir gelingen wird, auch diese wieder in meinen Besitz zu bringen.“

„Hören Sie, wenn Sie das zuwege bringen, dann allen Respekt vor Ihnen, und ich werde mich glücklich preisen, Sie je kennen gelernt zu haben,“ meinte der Leutnant.

Ich dankte ihm für das Kompliment, und hätte gerne dem langen Daniel meine Aufmerksamkeit zugewendet, der über fürchterlichen Hunger klagte, — übrigens fühlten wir alle eine bedenkliche Leere in unseren Mägen, — doch da ward das Fell an der Öffnung unserer Hütte emporgehoben und Rabuga trat ein.

„Euer Anführer folge mir zum Sultan!“ sagte er in gebrochenem Portugiesisch, das er immer zu gebrauchen pflegte, wenn er auch von den anderen verstanden sein wollte.

„Wohin habe ich zu kommen?“

„Als Sklave hast du nichts zu fragen, sondern nur zu folgen,“ erwiderte er mir in befehlendem Tone.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten des Th. M. V. Ö. (Theologen- Missions-Verband Österreichs).

Geleitwort des neuen Vorortes.

Brigen, 20. Juni 1916.

Sehr verehrte Herren Kollegen!

Wie Ihnen schon in der vorigen Nummer des „Stern der Neger“ kurz mitgeteilt worden ist, wurde bei der Vorortswahl unserem Vereine die Führung der Vorortsgeschäfte übertragen.

Bei dieser Gelegenheit erachten wir es vor allem als unsere Pflicht, dem abtretenden Vorortsvorstande von St. Pölten auch im Namen der übrigen Missionsvereine unseren wärmsten Dank auszusprechen für die überaus wichtigen und grundlegenden Aufgaben, die er in den letzten zwei Jahren trotz sehr schwieriger Umstände glücklich gelöst hat. Der Vorort St. Pölten brachte die Arbeiten zur Bildung eines Verbandes der Theologen-Missionsvereine glücklich zum Abschluß, schuf feste Verbandsstatuten und löste die sehr schwierige Frage bezüglich des Verbandsblattes.

So hat St. Pölten die Theologen-Missionsbewegung in Österreich durch zwei Kriegsjahre nicht nur hindurchgerettet, sondern sogar um ein großes Stück vorwärts gebracht. Dank diesen grundlegenden Vorarbeiten kann der neue Vorort auf den geschaffenen festen Grundlagen tüchtig weiterbauen. Darum sprechen wir dem scheidenden Vorortsvorstande von St. Pölten, besonders den hochw. Herren Karl Höbarth und Alois Krudl, die nacheinander den Vorsitz im Vorort geführt haben, unseren Dank aus für all die vielen

Schreibereien und Mühen, die sie zugunsten unserer Missionsbewegung auf sich genommen haben.

Wir danken auch den werten Brüdern für das Vertrauen, das sie uns geschenkt dadurch, daß sie unseren Verein zum Vororte gewählt haben. — Mit einigem Bangen gaben wir zu dieser Wahl unsere Zustimmung. Denn groß und zahlreich sind die Aufgaben, die uns bevorstehen, und zudem tobt der Krieg — gar nicht fern von unserer Stadt. Doch wir vertrauen auf den Herrn! Der Herr, der uns durch zwei Kriegsjahre so sicher hindurchgeführt durch die Wogen des großen Krieges, er wird uns auch weiterhelfen! Der Herr, der das Schwache erwählt, um Großes damit zu vollbringen, er wird unsere bescheidenen Arbeiten segnen und unterstützen, wenn wir ihn darum bitten! Unser Ziel, das wir uns stecken und das wir mit Gottes Hilfe zu erreichen hoffen, soll sein: Festigung und Stärkung unseres Missionsverbandes nach innen und weitere Ausbreitung desselben nach außen durch Anregung neuer Missionsvereinsgründungen. An die Erreichung dieses Zieles können wir aber nur denken, wenn alle Vereine tüchtig mitarbeiten. Darum ersuchen wir die werten Brüdervereine, recht eifrig in diesem Sinne zu arbeiten durch unverdroffenes Weiterarbeiten am Aufblühen der einzelnen Vereine wie des

ganzen Verbandes, durch offene und häufige Aussprache in Verbandsangelegenheiten, durch öftere Eingaben in den uns so gültig zur Verfügung gestellten Raum im „Stern der Neger“ und in die „Akademischen Missionsblätter“. Ja, innig untereinander vereint und eng angeschlossen an unsere deutschen Brudervereine wollen wir weiterarbeiten und mitwirken an der Erfüllung des letzten Willens unseres göttlichen Meisters, an der Befehrung der ungezählten Millionen von Heiden. Retten wir unsere Missionsvereine durch diese schwere Kriegszeit hindurch! Lassen wir jetzt keinen einzigen unserer Vereine ein-

gehen; bedenken wir, daß nach dem Kriege unsere Hilfe für das so schwer geschädigte Missionswerk doppelt notwendig sein wird! Dann wird sich, wenn einmal ein siegreicher Friede unser liebes Vaterland Österreich beglücken wird, auch unter unseren Völkern der Missionsgedanke immer mehr entfalten und bald herrliche Früchte bringen.

Vorsitzender:

Josef Franco.

1. Schriftführer:

Oskar Mattle.

2. Schriftführer:

Anton Kirchmair.

Wie kann sich der Seminarist für die Missionen wirksam betätigen?

(Vom Missionsverein Brünn.)

Über die Frage, warum der Theologe sich der Heidenmissionen annehmen soll, ist schon öfter geschrieben worden. Darum behandeln wir hier gleich eine andere Frage, nämlich: Wie kann sich ein Seminarist für die Missionen praktisch betätigen?

Der Seminarist kann zwar in Folge der Institutsordnung nicht so sehr nach außen hin wirken und öffentlich auftreten, wie z. B. die Mitglieder einer externen Studentenkongregation. Aber dennoch kann er auch innerhalb der Institutsmauern viel, ja sogar mehr wie andere zugunsten der Missionen arbeiten. Es sind vielfach stille, vorbereitende Arbeiten, die zwar nach außen hin wenig Aufsehen machen, aber deswegen doch von größtem Werte und von der größten Wichtigkeit sind.

I. Vor allem können die Seminaristen wirken durch eine Missionsvereinigung, sei es ein Missionsverein, sei es ein Missionszirkel oder eine Missionssektion. Ein sol-

cher Verein soll gleichsam der immerfließende Quell der Missionsfreude für das ganze Seminar sein; er kann diejenigen für die Missions Sache gewinnen und begeistern, die später hinausziehen werden als Führer des christlichen Volkes. Daraus ersieht man, wie viel die Seminaristen durch einen Missionsverein den Missionen nützen können. Ja, man kann füglich sagen: wenn in allen Seminarien lebensfrische Missionsvereine arbeiten, dann muß eine neue, bessere Periode für die Missionen kommen. Wie viel kann schon ein einziger Priester, der als Theologe im Seminar Begeisterung und Freude für die Missionen geschöpft hat, für dieselben tun! Wie viel Verständnis und Hilfsbereitschaft kann er durch sein Wort auf der Kanzel und in der Schule im Volke wecken, wie viele Missionsberufe retten. Und wie viele Priester gehen jährlich aus unseren Seminarien in die Seelsorge!

Wenn da ein tüchtiger Missionsverein im Seminar die Priestertums-kandidaten für die Sache der Missionen zu begeistern verstanden hat, dann ist dadurch der wichtigste Punkt in der Frage der heimatischen Missionsunterstützung gelöst. Daraus ersehen wir auch, wie diese Missionsvereinigungen arbeiten und worauf sie das Hauptgewicht legen müssen. Die Theologen-Missionsvereine dürfen keine bloßen Sammelvereine sein, ihr Hauptzweck muß es vielmehr sein, in die Herzen ihrer Mitglieder tiefes Verständnis für die Interessen Jesu Christi in den Heidenländern einzupflanzen.

II. Aber auch jeder einzelne Alumne kann schon im Seminar ein Apostel der Heidenmissionen sein. Vor allem aber müssen wir uns selbst für den Missionsgedanken erwärmen. Wenn wir als künftige Priester das christliche Volk für die Missionen gewinnen sollen, so muß zuvor bei uns selbst das Feuer der Begeisterung brennen. Das wird aber der Fall sein, wenn wir durch Betreiben von Missionslektüre uns Missionswissen verschaffen, wenn wir hineinschauen in das Glend der Heidenländer, das wir lindern sollen. Aus diesem Missionswissen wird dann die Missionsbegeisterung entspringen, die uns dann schon im Seminar zur tatkräftigen Betätigung zur Unterstützung der Heidenmissionen antreiben und uns eine Menge von Wegen finden lassen wird, auf denen wir diesen unseren Missionseifer in die Tat umsetzen können.

Ein paar Winke mögen hier folgen:

1. Der Seminarist kann vor allem seine Mitalumnen für die Missions-sache zu gewinnen suchen dadurch, daß er das Gespräch bei sich gebender Gelegenheit auf dieses Thema hinleitet oder im Missionsverein Vorträge übernimmt.

2. Ferner kann er hie und da auch ein kleines Geldopfer für die Missionen bringen, sich an den „Glaubensverbreitungsverein“ oder „Kindheit-Jesu-Verein“ anschließen, sich hie und da eine Kleinigkeit versagen und das Geld dafür den Missionen geben. Wenn auch die materielle Hilfe bei Theologen durchaus nicht die Hauptsache sein kann, so haben solche kleine Geldopfer, die gebracht werden, doch einen sehr großen Wert; denn sie heben in uns die Liebe und den Opfer-sinn für die Missionen und geben unserer Missionsarbeit dadurch, daß zur Theorie auch die Praxis kommt, mehr Leben.

3. Es braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden, daß auch der Theologe durch Sammeln von Briefmarken und Staniol die Missionshäuser unterstützen kann, da dies ja allgemein bekannt ist.

4. Vergessen wir bei all unseren Arbeiten nicht das Gebet für die Bekehrung der Heidenvölker, durch das jeder ohne Ausnahme mächtig mitarbeiten kann an der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden; heißt es ja von der hl. Theresia, daß sie durch ihr Gebet ebenso-viele Heiden gerettet habe wie der große Apostel Indiens, der hl. Franz Xaver.

5. Wie leicht kann ferner gar mancher aus uns im Verkehr mit Studenten unter diesen Missionsbegeisterung wecken dadurch, daß er z. B. in einer Studentenkongregation die Gründung einer Missionssektion anregt oder eine solche bestehende mit Rat und Tat unterstützt, den Studenten Missionslektüre verschafft, ihnen bei einer Sektions-versammlung einen Vortrag hält usw. Es ist das vielfach auch eine Pflicht unserer Dankbarkeit; denn gar mancher, der jetzt im Seminar ein großer Missionsfreund ist, hat die ersten Gründe dazu in der Missionssektion seiner Studentenkongregation gelegt. Es ist dies

aber auch unser eigenster Vorteil; denn wenn unter den Studenten Missionseifer herrscht, dann ist dadurch dafür gesorgt, daß unser Missionsverein im Seminar immer den nötigen Nachwuchs an Missionsfreunden erhält, was besonders in der jetzigen Kriegszeit für die Weiterentwicklung unserer Vereine von der größten Bedeutung ist.

6. Eine sehr passende Missionsarbeit für uns Theologen wäre es, wenn wir auch die Feder zugunsten der Missionen in die Hand nehmen würden, an katholische Zeitschriften gediegene Artikel über die Missionspflicht der Gläubigen, über die Aufgaben und Arbeiten unserer katholischen Missionäre einsendeten; gar manche Redaktion wäre sehr froh darum.

7. Unsere Betätigungsmöglichkeit für die Missionen erweitert sich sehr in den Ferien. Benützen wir diese Gelegenheit, um unter dem Volke das Interesse für die Missionen wachzurufen. Wie oft ergibt sich ganz von selbst eine gute Gelegenheit, etwas über die Missionen zu sprechen. Gerade jetzt in den Kriegsferien, wo die meisten Seminaristen bei den Arbeiten der Landleute wacker mithelfen, wäre es so leicht, z. B. bei der Rast nach der Arbeit, etwas von den Mühen und Arbeiten der Missionäre zu erzählen. Da horcht dann alles auf, und das Volk, in dem tiefes Verständnis für die Aufgaben der Missionäre schlummert, wird dieses Verständnis gar bald durch die Tat bekunden. Gehen wir nicht darauf aus, unter dem Volke möglichst viel Geld einzusammeln, sondern streben wir darnach, daß das Volk, angeregt durch unsere Worte, aus eigener Überzeugung heraus freiwillig eine Gabe für die Missionen spende; solche Almosen werden vom Volke viel lieber gegeben und sind auch viel mehr wert wie ein Almosen, das man nur gibt, weil es auch andere

tun, oder um den lästigen Sammelbruder los zu werden.

8. Suchen wir, besonders in den Ferien, Missionszeitschriften und Broschüren unter dem Volke zu verbreiten. Passende Missionschriften für das Volk sind z. B. „Mit Herz und Hand fürs Heidenland“, „Christus ruft“ (beide aus dem Missionsverlag Steyl zu 15 h), Sammlungen von kleinen Missionschriften, wie sie von verschiedenen Missionsgesellschaften (Pallottiner, St. Petrus-Claver-Sodalität in Salzburg) herausgegeben werden. Versorgen wir jetzt im Kriege auch die Verwundetenospitäler mit anregender, interessanter Missionslektüre.

9. An manchen Orten wird man es vielleicht freudig begrüßen, wenn der Theologe im Arbeiter- oder Gesellenverein einen Missionsvortrag, eventuell mit Lichtbildern, halten würde. Lichtbilder werden von verschiedenen Missionshäusern gerne zur Verfügung gestellt.

10. An anderen Orten kann man vielleicht daran denken, kirchliche Missionsfeste, wie solche in Deutschland schon länger in Übung sind, anzuregen. Freilich braucht es dazu sehr viel Klugheit und Geschick.

Auf diese und ähnliche Weise kann jeder schon als Seminarist ein Apostel der Heidenmissionen sein, der eine mehr, der andere weniger. Bei all diesen Unternehmungen müssen wir aber kluge Mäßigung walten lassen und immer Rücksicht nehmen auf die Umstände und Bedürfnisse in der Heimat. Übereifer würde, wie überall, so auch in diesem Punkte der guten Sache nur schaden. Glauben wir ja nicht, daß eine solche Betätigung der Mitglieder von dem Vereinszwecke ablenke; sie wird im Gegenteil nur eine feste Stütze des Missionseifers der einzelnen Mitglieder sein und den ganzen Verein immer lebensfrisch erhalten.

Nachtrag. Es wäre uns sehr erwünscht, wenn uns von den werten Vereinen noch weitere diesbezügliche Anregun-

gen und Erfahrungen mitgeteilt würden, um sie dann zum Nutzen aller hier veröffentlichten zu können. Der Vorort.

Missionszirkel.

(Vom Missionsverein Brigen.)

Wie überall, so hat auch in unseren Seminarien das Vereinsleben in den letzten Jahren einen kräftigen Aufschwung genommen; in der neuesten Zeit kamen zu den verschiedenen neuen Vereinen auch noch die Missionsvereine. Wie erfreulich diese rege Vereinstätigkeit auch sein mag, so hat sie doch auch ihre Schattenseiten. Da nämlich die Mamen gewöhnlich mehreren Vereinen zugleich angehören, müssen die Vereine, um im engen Rahmen der Seminarordnung Platz zu finden und um der sich schon vielfach zeigenden Vereinsmüdigkeit vorzubeugen, ihre Forderungen auf das äußerste beschränken. Dadurch aber ist ein tieferes Eindringen in die Sache ganz unmöglich. Und dies gilt besonders von den Missionsvereinen, weil sie als die „Jüngsten“ besonders bescheiden in ihren Anforderungen sein müssen. Und doch ist Missionswissen die notwendige Grundlage für die Missionsbegeisterung. Was ist da zu machen? Die Zahl der vorgeschriebenen Versammlungen zu erhöhen, wird in den meisten Fällen nicht gut möglich sein; man würde dadurch bei der Allgemeinheit eher abstoßen. Aber ein anderes Mittel steht uns da zur Verfügung, und das sind — die Missionszirkel.

Wenn wir hier von Missionszirkeln sprechen, so verstehen wir darunter eine innerhalb des Rahmens des Missionsvereines bestehende, engere Vereinigung solcher Studierenden, die tiefer in das Studium der Missionsfrage einzu-

bringen wünschen. Weit fortgeschritten ist diese Art des Missionsstudiums besonders unter der protestantischen Jugend Nordamerikas, aber auch in England, Dänemark, Holland und nicht zuletzt in Deutschland. So sollen in Nordamerika etwa 200.000 junge Leute, darunter 15.000 Studenten, diese „Missionskränzen“, wie sie sie nennen, besuchen. Nicht mehr wie 6 bis 8 Mitglieder bilden ein solches Kränzchen und besprechen da die verschiedensten Missionsfragen.* In Deutschland hat die „Missionsstudienbewegung“ nach amerikanischem Muster unter den protestantischen Akademien großen Anklang gefunden.** Und als der erste katholisch-akademische Missionsverein in Münster entstand (1910), wurde bald innerhalb desselben ein solcher „missionswissenschaftlicher Zirkel“ errichtet*** (1912). Die Einrichtung hat sich gut bewährt; davon zeugt die Tatsache, daß vor dem Kriege in Münster fünf solcher Zirkel (darunter einer für Studentinnen) arbeiteten. Nach dem Beispiele des Missionsvereines Münster wurden auch in Tübingen und Freiburg Missionszirkel gegründet. Aber auch in Österreich hat diese Idee Anhänger gefunden, nachdem sie auf der Ersten Theologen-Missionskonferenz

* Zeitschrift für Missionswissenschaft, II. Jahrgang, 1. Heft.

** Akademische Missionsblätter, I. Jahrg., 1. Heft, S. 17.

*** Akad. Missbl. I. Jahrg., 1. Heft, S. 32.

in St. Gabriel (1912) warm empfohlen worden war.* In manchen Seminarien (Königgrätz, Leitmeritz) besteht nur ein solcher Missionszirkel, in anderen dagegen besteht, — wie in den deutschen Vereinen, — der Zirkel innerhalb des für die Allgemeinheit bestimmten Missionsvereines. (Z. B. in Bräun. Dem Missionsvereine gehören dort fast alle Herren an; dieser hält jährlich drei Versammlungen ab, wobei gewöhnlich ein Missionär spricht. Der Zirkel vereinigt einen Kreis von 12 bis 15 Mitgliedern alle 14 Tage zu einer geschlossenen Versammlung, wobei alle Vorträge von den Mitgliedern selber besorgt werden.)

Schon aus der Geschichte der Missionszirkel können wir also entnehmen, daß sie eine sehr praktische Einrichtung sein müssen. Noch mehr sehen wir dies, wenn wir die Sache selbst betrachten.

Wenn in einem Missionsverein ein solcher Zirkel besteht, dann ist für alle Ansprüche der Alumnen gesorgt. Denn für die große Allgemeinheit sorgt der Missionsverein, ohne seine Mitglieder zu sehr zu belasten; jene aber, die mehr über das Missionswesen erfahren und sich mehr betätigen wollen, finden im Zirkel reichliche Gelegenheit dazu. Auf diese Weise ist ein tieferes Eindringen in die Missionsfrage möglich, ohne daß man dadurch bei der Allgemeinheit anstößt oder zu große Forderungen an dieselbe stellt. Ähnlich spricht sich der Missionsverein Münster über die Zirkel aus:** „Sieht der Verein seine Aufgabe auch vornehmlich darin, nach Kräften auf die gesamte katholische Studentenschaft einzuwirken, so verlangt doch dieser Zweck intensivere Missions-

kenntnis und -pflege seitens eines kleineren Kreises.“ Und Schwager zieht aus der regen missionswissenschaftlichen Tätigkeit der Protestanten für uns Katholiken die Folgerung:* „Zur räumlichen Ausbreitung muß die Vertiefung des Missionsinteresses bei den Mitgliedern der Missionsvereine kommen. . . . Missionszirkel, bei denen man ein bestimmtes Missionsgebiet bespricht und darüber diskutiert, müssen auch bei uns zur stehenden Einrichtung werden.“

Ein solcher Zirkel ist für den ganzen Verein ein immerfließender Quell, der die Missionsfreude unter den Vereinsmitgliedern nie versiegen läßt, er ist der feste Kern, die feste Grundlage des ganzen Vereines. Er bildet immer tüchtigen Nachwuchs für die Vereinsleitung heran und erzieht begeisterte Führer des Missionsgedankens für die spätere Wirksamkeit.

In einem Verein, in dem ein Zirkel arbeitet, wird sich die ganze Arbeit und Betätigung nicht auf die Vorstandsmitglieder allein beschränken, sondern es wird ein größerer Teil der Mitglieder in die Betätigung mit hineingezogen, besonders dadurch, daß sie selbst die Referate und die Diskussion besorgen müssen; „ein selbstgehaltener Vortrag aber ist“, wie Pater Guonder sagt, „besser, als zwanzig gehörte.“

Und bei all dem ist die Einführung eines Zirkels sehr leicht. Wenn sich auch nur 3 bis 4 Missionsfreunde zusammenfinden, so können sie schon einen Zirkel gründen; ja, kleineren Zirkeln wird, wie die Praxis der amerikanischen Missionsfreunde zeigt, sogar der Vorzug vor größeren gegeben, da man dann viel weniger Rücksicht auf die einzelnen zu nehmen braucht.

* Theologen-Missionskonferenz St. Gabriel, S. 40. f.

** Akad. Mitteil., I. Jahrg., 1. Heft, S. 32.

* Akad. Mitteil., I. Jahrg., 1. Heft, S. 23.

Aus den Vereinen.

Fahresbericht vom Missionsverein Brixen (Schuljahr 1915/16).

Wie schon erwähnt, besteht in unserem Seminar seit 1912 ein Missionsverein und innerhalb desselben ein Missionszirkel.

Der Missionsverein hielt während des Schuljahres eine Eröffnungsversammlung und vier ordentliche Versammlungen ab. Bei der ersten Versammlung sprach der hochw. Missionär A. Fink über „Borneo“, bei der zweiten entwickelte der hochw. Theologieprofessor Dr. Steger einen interessanten geschichtlichen Überblick über „die Fürsorge Österreichs fürs hl. Land“; den dritten Vortrag hielt Hochw. P. Pischorn-Milland über „Die verlorene Kirche Afrikas“, den vierten Hochw. P. Kováč, Franziskanermisionär, über seine zwölfjährige Tätigkeit in China. Auf Veranlassung des Vereines hielt letzterer Missionär denselben Vortrag auch im Institute der Englischen Fräulein und in der Studentenkongregation am Staatsgymnasium. Ein Mitglied des Vereines hielt in einer Versammlung der Gymnasiasten-Missionssektion einen Vortrag, wie der Verein überhaupt immer mit derselben in Fühlung blieb. Die Missionsbibliothek, die allen Männen zur Benützung freisteht, und heuer auch recht eifrig benützt wurde, wurde um ungefähr 50 Nummern erweitert. Die Zahl der aufliegenden Zeitschriften wuchs auf 15 an. Im ganzen wurden im Seminar ungefähr 60 Missionszeitschriften gehalten.

Der Missionszirkel hielt alle 14 Tage eine kurze, geschlossene Versammlung ab; im ganzen fanden 18 Versammlungen statt. Im ersten Semester wurden die Orientmissionen, im zweiten die Missio-

nen in Vorder- und Hinterindien in mehreren Vorträgen behandelt. Ferners wurde gesprochen über „Mission und Volk“, „Mission und Jungfrauenkongregation“, „Unsere Missionspflicht“, „Die akademische Missionsbewegung in Österreich und Deutschland“, „Weltkrieg und Weltmission“, „Dogmatische Grundlagen des Missionsgedankens“, „Der hl. Franz Xaver“. Schließlich wurden durch den Zirkel eigene Zirkel-Statuten geschaffen und die Vereinsstatuten verbessert und erweitert.

Der Missionsverein zählte 64 Mitglieder (unter Diözesanen) und 13 Gäste der deutschen Theologen aus der Diözese Trient, die heuer bei uns untergebracht sind.

Der Missionszirkel hatte 14 Teilnehmer und mehrere Gäste.

Vom Vorort.

Da kurz nach der Übergabe des Vorortes schon Redaktionschluß der vorliegenden Doppelnummer war, war es uns ganz unmöglich, Berichte und Artikel anderer Vereine zu erhalten und zu veröffentlichen; daher konnten wir, um den Platz im „Stern“ nicht unbenützt lassen zu müssen, für diesmal nur Artikel unseres Vereines eingeben.

Die Ferienadresse des Vorortes (bis 1. Oktober) lautet: Theolog Franco Josef, Brixen, Postfach 2. Während des Schuljahres (ab 1. Oktober) lautet die Adresse: Vorort der Theologen-Missionsvereine, Brixen, Priesterseminar.



Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

Ein bemerkenswerter Vorzug der Taschenausgabe des Neuen Testaments der Herder'schen Verlagshandlung zu Freiburg i. Br. ist die Einführung von sorgfältig gewählten Anmerkungen durch den Herausgeber Professor Dr. Simon Weber (1. Teil: Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte. Uebersetzung von Dr. Benedikt Weinhart. 3. Auflage. M. 1.—, 100 Stück M. 90 —, 500 Stück M. 400 —; geb. M. 1.50, 100 Stück M. 140 —, 500 Stück M. 650 —). Dadurch gewinnt diese Ausgabe an hervorragender Allgemeinbedeutung. Leser aller Stände, nicht bloß Geistliche und Weisheitsbesessene, werden so mit größerer Bereitwilligkeit der Schriftbetrachtung sich zuwenden. Diese erklärenden Zusätze tragen wesentlich zur Verstandnis des Wortlautes bei 1. durch Erläuterung der beigezogenen Verhältnisse der Zeit Christi, 2. durch leichtfaßliche Verdolmetschung bedeutsamer kurzgehaltener Stellen, die namentlich für die Glaubens- und Sittenlehre in Betracht kommen, 3. durch unzweideutige Aufhellung von Ausdrücken, die erfahrungsgemäß missverständlichen Auffassungen oft ausgesetzt sind. Auch die Stellenverweise zu Vergleichszwecken werden sich als überaus nutzbar erweisen. Sehr oft empfängt das Wort des Textes durch die Stelle, auf die verwiesen wird, seine Erklärung, das Verstandnis gewinnt an Vertiefung, die Beweisführung an Klarheit und Festigkeit, die geschichtliche Mitteilung an Vollständigkeit. Kurz, in jeder Richtung zeigt sich brauchbarste Handhabung. Daneben ist Sonderwichtigen vollauf gebietet; denn jedes Evangelium wie Apostelgeschichte ist auch gesondert zu haben: feiß broch. 20 Pf., 100 Stück M. 18 —, 500 Stück M. 80 —. 2 Uebersetzungen kommt die Ausgabe durch eine Ausstattung mit 40 Bildern von Friedrich Overbeck und 4 Rätzchen entgegen. Also geschmückt beträgt der Preis des Gesamtbändchens geb. M. 2.20, M. 3 — und M. 5 —.

„Aus der Schule Jesu.“ Unter diesem Titel erscheinen im Verlage Rudolf Stanzell, Wien—Stammersdorf, kleine Bändchen, berechnet für die katholische Jugend, die an der Hand von Lebensbeispielen zeigen wollen, wie der Geist Jesu erlangt wird und welche Früchte er in den Seelen zeitigt. Das erste Bändchen, aus der Feder des kaiserlichen Rates Fr. Gerhard Kahl, schildert uns in recht anziehender Weise das Leben des 1799 gestorbenen Karl von Dietrich, des jungen Freiherrn auf Schloß Schönhausen bei Regensburg. Das Bändchen ist bei seinem geringen Preise von 30 Hellern recht zu empfehlen.

Zwei interessante Erscheinungen unseres Innenlebens brachten die letzten Tage: die scharfe Zurückweisung jedes Gedankens an eine Rückgabe Elsaß-Lothringens seitens der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ und die Polemik gegen Professor Foerster seitens seiner Münchener Fakultätsgenossen. Da beide Erscheinungen sich mit einem Stück Bismarck'scher Erbschaft beschäftigen, so können sie sehr wohl in einem gewissen Zusammenhang besprochen werden, zumal sie beide durch einen echt deutlichen Charakterzug veranlaßt wurden, durch den Wunsch, dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und dadurch bessere Verhältnisse gewissermaßen herbeizuzwingen. Auf einen diesbezüglichen Artikel von Hauptmann a. D. Hartwig Schubart in dem soeben erschienenen Heft Nr. 27 der „Allgemeinen Rundschau“, Wochenschrift für Politik und Kultur, Begründer Dr. Armin Kaufen, München, Bezugspreis

vierteljährlich M. 2.70, machen wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam, denn diese Ausführungen hochaktueller Natur dürften zurzeit weitgehendsten Interesse finden. Der übrige Inhalt der ersten Nummer des neuen Vierteljahres dieser vorzüglichen Wochenschrift spricht für sich selbst. Wir lassen die Titel hier folgen: „Das zweite Kriegsjahr.“ Wochenschau von Friß Menckemper. — „Patrona Bavariae.“ Von Maria Theresia Schuster. — „Der Weltkrieg und die kirchenpolitische Lage in Bulgarien I.“ Von Dr. K. Neundörfer. — „Berufsfragen für die Absolventinnen der Höheren Mädchenschulen.“ Von Simon Frisch, Inspektor des kgl. Mädchenerziehungsinstituts in Nymphenburg. — „Zur Rohstoffversorgung.“ Von K. Wirtl, Rat H. Del. Landt. Abg. — „Einst wird es tagen.“ Von Henriette Brey. — „† Heinrich Hansjakob.“ Ein Gedenkblatt von L. v. Heemstede. — „Chronik der Kriegsergebnisse.“ — „Kriegskalender XXIII.“ — „Vom Büchertisch.“ — „Finanz- und Handelsrundschau.“ Von M. Weber. Diese hervorragende, hochstehende Zeitschrift möchten wir wiederholt allen Gebildeten zum Abonnement dringend empfehlen. Gerade jetzt in der Kriegszeit leistet sie unschätzbare Dienste. Unsere tapferen Truppen im Felde kennen keine bessere Lektüre, dies geht aus zahlreichen täglichen Briefen immer wieder hervor. Für das begonnene Vierteljahr Juli—September werden jederzeit noch Bestellungen entgegengenommen von allen Postanstalten, Buchhandlungen und dem Verlag in München, Galeriestraße 35 a, Gb. Probehefte mit großem Stimmenprospekte werden vier Wochen lang kostenfrei versandt vom Verlag.

Ordensleben und Ordensgeist. Vierzig Vorträge zunächst für Ordensschwestern von Ignaz Watterott O. M. I. Dritte Auflage. 8° (X u. 414 S.) Freiburg und Wien 1916, Herder'sche Verlagshandlung. Preis M. 4.—; gebunden in Leinwand M. 5.20. — Es ist eine Tatsache, daß gerade jener ausgewählte Teil der Herde Jesu Christi, der sich das Streben nach der christlichen Vollkommenheit zur Pflicht gemacht hat, nämlich die Ordenspersonen beiderlei Geschlechts, mit Ausnahme der Genossenschaften von Priestern, häufig die Seelennahrung des lebendigen Gotteswortes entbehren müssen. Nur selten wird ihnen der Inhalt der göttlichen Offenbarung in einer ihren Berufsverhältnissen angepaßten Form verkündigt. Auch die geistliche Leitung, die in allen Ordensgenossenschaften vorgeschrieben und in Übung ist, vermag das lebendige Wort Gottes nicht zu ersetzen. Dieser Uebelstand hat seinen Grund gewöhnlich in äußeren Verhältnissen. Die Geistlichen, welche die Seelsorge in den Klöstern ausüben, sind anderweitig schon mit Arbeit überladen; die klösterlichen Kommunitäten, für die ein Vortrag wenigstens einmal im Monat erwünscht wäre, befinden sich besonders zahlreich in Gegenden mit starker Bevölkerung, deren geistliche Versorgung an den Seelsorger so schon die höchsten Anforderungen stellt. Vielfach fehlt es dann auch an den nötigen Hilfsmitteln zu einer gründlichen Vorbereitung, welche aber unbedingt notwendig ist, wenn man wirklich den besonderen geistlichen Bedürfnissen einer Kloster-gemeinde gerecht werden will. Diesem Bedürfnis hat der Verfasser des vorliegenden Wertes abzu-helfen gesucht, und der Erfolg, welcher den ersten beiden Auflagen seines Wertes zuteil wurde, beweist zur Genüge, daß er einen guten Griff getan hat. Die großen Fragen des ązetischen Lebens im Rahmen

des Ordensstandes werden in vierzig Vorträgen behandelt: der Beruf zum Ordensleben, die Fehler, die Leidenschaften und ihre Bekämpfung, Betrachtung und Gebet, inneres Leben, das gemeinschaftliche Leben mit seinen Anforderungen und Tugenden, die im Ordensstande zur Verfügung stehenden Gnadenmittel, die heiligen Gelübde, die Ordensregel, die Arbeit — das sind die Kernpunkte, um die sich die in einfacher, zu Herzen gehender Sprache gehaltenen Vorträge gruppieren. Der Verfasser spricht aus reicher Erfahrung, und ein Hauptvorteil seiner Ausführungen ist die Anwendung der theoretischen Grundsätze auf die Anforderungen des praktischen Lebens. Die leichtfaßliche Form und die Uebersichtlichkeit der Vorträge lassen sie auch als geistliche Lektüre für Ordenspersonen geeignet erscheinen.

Blut und Tränen. Kriegsgeschichten von Joseph Gorbach. 12^o (VIII u. 98 S.) Freiburg und Wien 1916, Herdersche Verlagshandlung. Kart. Mk. 1.—.

In diesem Büchlein begegnet der Leser Helden, die in Begeisterung für die gerechte Sache, für Kaiser und Vaterland gestritten haben unter Dahingabe ihres Lebens; Helden, die nicht nur im Schrapnell- und Granatenfeuer, sondern auch im Feuer der Leidenschaft wahrhaft groß und stark und bewunderungswürdig dagestanden; im Auge des Kriegers, der sich in diese Heldengestalten verliebt, wird helle Begeisterung aufflammen und in seiner Seele wird die Sehnsucht wach werden, ihnen ähnlich zu sein im Leben und blutigen Sterben. Ein Ehren-denkmal erstellen die Erzählungen auch dem herben Weh der Kinder und Frauen in der Heimat, deren Söhne, Männer oder Väter im fernen Heldengrabe ruhen; in einem edel empfundenen Gesichte verweist der Verfasser im Vorwort die Schmerzgefättigten auf jenen Trost, der allein zur mutigen Weiter-tragung der Lebenslast befähigt.

Klöstern und Instituten

empfehlen wir für ihren Bedarf an

Reis, Kaffee und Nüssenfrüchten

die Firma

Jos. Janauček, Wien III

:: Großmarkthalle ::

D

Den Abonnenten der Studentenkreise
wird außerordentliche Preisermäßigung
gewährt.

!

!